

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

3/85

März

●
Ich würde mich, auch wenn ich wüßte,
daß das Schiff, auf dem ich fahre, Titanic heißt,
bei der Bordkapelle bewerben.

(Martin Walser)

●
Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11/3 61 33 60

Matthias Beltz, Sepp Bierbichler, Dietrich Boekle, Peter Brokmeier-Lohfing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Diether Dehm, Frank Deppe, Fred Eckhard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Heinz-Gerd Hofschien, Agnes Hüfner, Fred Karl, Hans Christian Kirsch (Frederik Helmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Ploetz, André Rebstock, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Karl Heinz Scherffling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddkopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold . . .

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Organisation: Helga Bodenslab
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:

Verlag: GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann
Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
Anzeigenpreisliste 1/84

Matthias Beltz Selbsterfahrung.....	2
Arnhelm Neusüss Hythlodeus oder Die Entbehrlichkeit utopischen Denkens in der Moderne.....	3
Gerd Herholz Dr. Jekyll Mr. Hyde Bei uns.....	16
Rainer Zech Vielfalt statt Einfalt Aus der Diskussion der Friedensbewegung.....	17
Thomas Neumann Bismarck auf dem Alexanderplatz Ein Bericht.....	20
Agnes Hüfner Rüstungswahnsinn.....	25
Karl Pawek Yankees raus!.....	26
Till Bruttel Ein Dorf in dieser Welt Einsichten.....	31
Michael Ben Wenn Hören und Sehen vergehen.....	42
Michael Springer Transitorisch (Krupp, ferngesehen).....	44
Rafael de la Vega Die Rezeption von Karl Korsch in der BRD.....	46
Bertolt Brecht Drei Reden über den Massenmenschen + Über die Lehre.....	55
Manfred Vosz Auf beiden Seiten der Front Eine Reise durch El Salvador (II).....	60
Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde.....	74
Peter Maiwald Maßnahmen.....	75
Autorenverzeichnis.....	76

Ich stelle einen Spiegel auf meinen Schreibtisch und gebe mir ein Interview.

SPIEGEL Sie schreiben. Welche Wirkung beabsichtigen Sie?
 Ich Ein unbeschriebenes Blatt möge sich mit Zeichen füllen.
 SPIEGEL Welchen Zeichen?
 Ich Mit signifikanten.
 SPIEGEL Zeichen?
 Ich Ja.
 SPIEGEL Wo stehen Sie politisch?
 Ich Die Zeichen oder ich?
 SPIEGEL Sie — groß geschrieben.
 Ich Eine gute Frage. Aber nicht jede gute Frage erhält eine gute Antwort.
 SPIEGEL Was haben Sie wem zu sagen, wenn Sie schreiben?
 Ich Ich habe nichts zu sagen. Ich schreibe aus der Einsicht in die Nutzlosigkeit der Vergleichen im Namen der Hoffnungslosigkeit ohne Erbarmen mit mir.
 SPIEGEL Glauben Sie noch an die Revolution?
 Ich Daß Sie mich das fragen, ist Revolution. Ich brauche also nicht an sie zu glauben, da sie in diesem Augenblick stattfindet.
 SPIEGEL Was bedeutet für Sie der Humanismus?
 Ich Täglich etwas Neues. Gestern war er die größte Dummheit des 19. Jahrhunderts, heute morgen beim Einkauf von Brötchen erschien er mir wieder hochaktuell, mal sehen, was morgen die Franzosen dazu zu sagen haben.
 SPIEGEL Was halten Sie vom Strukturalismus?
 Ich Ich habe nie Architektur studiert.
 SPIEGEL Nehmen Sie an Demonstrationen teil?
 Ich Solche Dinge vergesse ich.
 SPIEGEL Was halten Sie vom Berufsverbot?
 Ich Ich finde es nicht richtig, daß Berufe verboten werden.
 SPIEGEL Ist das Kunst, was Sie machen?
 Ich Kunst ist nur ein Minimalprogramm. Mir geht es um Höheres.
 SPIEGEL Um was?
 Ich Um Abschaffungen. Meine ersten Arbeiten werden sich mit der Abschaffung der Wolken beschäftigen.
 SPIEGEL Wieso der Wolken?
 Ich Weil ich gerade aus dem Fenster sehe und Wolken beobachten muß.
 SPIEGEL Was wollen Sie noch alles abschaffen?
 Ich Im Ganzen gesehen die Hälfte von allem, das reicht für die Kraft eines einzelnen.
 SPIEGEL Sind Sie Nihilist?
 Ich Gewiß.
 SPIEGEL In welche Kunstrichtung würden Sie sich, wären Sie Kritiker, einordnen?
 Ich Bau-Steine Erden und ein wenig öffentlicher Transport, Nahrung Genuß, IG Sanft, Fick und Wicks und Solidarität mit allen Opfern kurz vor ihrem Tod.
 SPIEGEL Wir danken Ihnen für das Gespräch.
 Ich Ich bin, das muß noch nachgetragen werden, menschenscheu, ein wenig zynisch, hochsensibel, verantwortungslos, stelle bohrende Antworten, habe eine gute Frau und zwei Kinder, die alle aufs Gymnasium gehen und mich ein wenig hassen, mein Lieblingsheld in der Literatur ist König Salomon und mein Lieblingskomponist Franz Léhar. Ich bin auch suicidverdächtig, drogenabhängig, habe Hämorrhoiden und leide am Verständnis meiner Mitwelt.

MATTHIAS BELTZ

Arnhelm Neustüss

Hythlodeus oder die Entbehrlichkeit utopischen Denkens in der Moderne

Als Thomas Morus einmal nach Flandern reiste — damals noch schlichter Bürger und längst nicht Lordkanzler Heinrichs VIII., aber bereits im diplomatischen Dienst Seiner Majestät —, lernte er in Antwerpen, vermittelt durch seinen lieben Freund Petrus Ägidius, einen höchst bemerkenswerten Menschen kennen. Er hieß Raphael Hythlodeus, und von ihm stammt jener berühmte Bericht über die gesellschaftlichen Verhältnisse auf einer fernen, bis dato unbekannten Insel, den Morus dann unter dem Titelvermerk, er betreffe die beste Staatsverfassung, noch am Ort und im selben Jahre 1515 schriftlich für die Mit- und Nachwelt fixiert hat.

Die Insel

Seit der endgültigen Vermessung des Globus scheint gewiß, was seinerzeit keineswegs ohne weiteres ersichtlich war, daß jene Insel nämlich gar nicht existiert. Hythlodeus hatte ja kein Paradies geschildert, nichts Phantastisches à la Schlaraffenland oder Wolkenkuckucksheim, man kochte vielmehr auch dort nur mit Wasser, bearbeitete die Böden des Landes und die Materialien in den Werkstätten mit gleichen Mitteln wie zuhause, von Wundermaschinen, die die Arbeit tun, war nicht die Rede. Zwar lag die kommunistische Organisation der geläufigen Weise zu produzieren jenseits alles Bekannten, aber machte das den Bericht unglaublich? Es konnte ja eine auf Gemeineigentum gegründete Ordnung des gesellschaftlichen Zusammenhangs nicht grundsätzlich für undenkbar gelten, auch wenn man sie sich angesichts der Überlebensnot in dieser Welt kaum ohne strikte Regelungen des Sozial- und Arbeitslebens, strenge Moralgebote und harte Bestrafungsbräuche vorstellen durfte. Wie die Produktivkräfte auf der Insel nun einmal noch standen, hätte sich, das lag auf der Hand, ohne scharfe Vorschrift auch hier nur der übliche »Mangel« verallgemeinert, also mit der Notdurft auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die

ganze alte Scheiße... herstellen« (MEW 3, 34 f.) müssen. Da der Bericht dieser Logik entsprach, bestand kein Grund, an seiner Authentizität zu zweifeln. Was dem modernen individualisierten Freiheitsbewußtsein in seiner Einzigkeit wie überflüssig totalitärer Zwang erscheint, den es den Reisenden zu solchen Inseln gern als deren perfiden *Wunsch* ankreidet, ist also bloß realistisch.

Zeigte sie dies allein, so wäre die Schilderung freilich auch bloß trivial. Sie verdeutlicht aber zugleich, daß die Unannehmlichkeiten der insularen Gestaltung des Gemeinwesens für die Masse des Volkes weitaus erträglicher waren als das Elend der gewohnten Welt, das Hythlodeus am Beispiel der *englischen* Inselverhältnisse — Morus referiert das im ersten, später niedergelegten Teil seiner Dokumentation — so pointiert wie anschaulich resumiert; und das bei enormer Steigerung der sozialen *Gerechtigkeit*, die das Einverständnis der Beteiligten natürlich zusätzlich festigen mußte! Das war allerdings höchst interessant und bot Anlaß zu einer Jahrhunderte währenden Beachtung des Reports. Erstaunlich genug, bis heute, mußte schon sein, daß die Insulaner den *Hunger* nicht fürchten müssen, und daß sich, wer das Reglement befolgt, das das Gemeinwohl vorm Eigennutz schützt, unfehlbar im bescheidenen Glück unter seines Gleichen findet. Das bewies der Bericht, als wäre die Insel experimentell eigens dazu veranstaltet worden. Wer freilich seine Wolfsnatur nicht einschränken mag, weil er an ihre dauerhafte Überlegenheit glaubt, wird an solchem Inselleben nichts Anziehendes finden können.

So war die Kunde vom Eiland hinreichend überzeugend und anregend zugleich, um, wo es die Umstände gestatten, deren Kopie zu versuchen, und die Missionare der Societas Jesu haben das dann in der spanischen Kolonialzeit, vor allem im 17. Jahrhundert in Paraguay, tatsächlich unternommen. Mit ihren Indianern bestätigten sie dabei sozusagen real-experimentell, daß naturbelassene Herrschaftsverhältnisse unter vergleichbaren Lebens- und Produktionsbedingungen jedenfalls schrecklicher sind.

Der Reisende

Hythlodeus läßt sich über diese frohe Botschaft leicht vergessen. Dabei war deren interne Plausibilität keine hinreichende Garantie für die Echtheit des Berichts: Sie konnte ja auch, zwecks Vortäuschung von Wirklichkeit, bloß geschickt kalkuliert sein. Mindestens ebenso wichtig war daher die *Glaubwürdigkeit* des Berichterstatters, zuerst also die *Glaubhaftigkeit* von dessen Existenz. Für sie bürgt Morus mit seiner eigenen Reputation, unterstützt durch weitere Referenzen: erstens *Antwerpen*, das zu jener Zeit, Venedig ausgedehnt folgend und in den Schatten stellend, zum ersten Zentrum eines weltweiten Handels zu werden beginnt; zweitens den Freund Ägidius, bürgerlich *Peter Gilles*, den damaligen Schreiber dieser Stadt; drittens *Vespuc-ci*, von dem sich Amerika herschreibt, denn mit ihm war Raphael Hythlodeus ja gereist, bis er sich mit einigen Gefährten von ihm trennte und dann auf die bewußte Insel geriet.

Es handelt sich um symbolisch starke Chiffren für die ebenso überwältigend wie unabweisbar neue Erfahrung, in der gerade ein hergebrachtes

Weltbild zergeht: Vespuc-ci ist der Name für die ungeheure Horizontausweitung, die das zeitgenössische Bewußtsein zu verarbeiten hatte, Antwerpen das Synonym für deren ökonomische Folgen, die die Welt zu revolutionieren beginnen, und Gilles repräsentiert, wie Morus selbst, die dabei entstehende neue Schicht einer juristischen und Verwaltungs-*Intelligenz*, deren unerläßliche Professionalität die Mittel feudaler Schatullen sprengt und nunmehr aus öffentlichen Haushalten finanzierbar wurde.

Diese Merkpösten der neuen Wirklichkeit durften hinreichen, selbst eine Erscheinung zu beglaubigen, der vielleicht in Antwerpen, aber außerhalb einer solchen Metropole gewiß nicht zu begegnen war; sie schien so chimärenhaft befremdlich, daß sich eine Vorstellung von ihr nur mittels Erinnerung an vorchristliche legendär antike Gestalten wecken ließ. Gerade im Glauben befestigt, also aus der Kirche kommend, wird Morus eines »Fremden« gewahr, eines »älteren Mannes«, der ihm mit »sonnengebräuntem Gesicht, langem Bart und nachlässig von der Schulter hängendem Überwurf... ein Seemann zu sein schien«; Ägidius-Gilles belehrt ihn später, wohl handele es sich um einen Seefahrer, aber um einen »wie Odysseus oder, besser gesagt, wie Platon«, denn er habe sich »ganz auf die Philosophie verlegt« und sein väterliches Erbe, um »die Welt kennenzulernen«, seinen Brüdern in Portugal überlassen (Th. Morus, *Utopia*, in Heinisch, Hrsg., *Der utopische Staat* 1960, 18).

Hythlodeus ist also einer, der sich durch Verzicht unabhängig gemacht hat. Er reist, Forscher und Entdecker, aus Spaß nicht am Reisen, sondern am Erkennen. Seine vorsätzliche Bindungslosigkeit/Ungebundenheit erlaubt ihm ein distanzierte Haltung zu den Verhältnissen, auf die er trifft, und auf die er sich deshalb nicht einlassen muß; diese Haltung war ja auch die Voraussetzung des klaren Urteils, das in seinem Bericht wie in seiner England-Kritik so glänzend begründet zutage tritt. Morus meinte daher vielleicht, als er ihn einen *Fremden* nannte, Weitläufigeres und Prinzipielleres als bloß, daß er selbst mit ihm noch nicht bekannt gemacht war; vielleicht sah er etwas bleibend Fernes an ihm, das, gemeinschafts-/gemeindefremd, nur in seltenen historischen Milieus und sozialen Lagen möglich ist, in der neuen Weltsituation aber nicht individuell auf Hythlodeus beschränkt war, sondern *typisch*.

Der Fremde

Typologisch ergibt sich als charakterisierendes Merkmal des Fremden zunächst ein Defizit: Er hat etwas verloren oder gekappt, Wurzeln nämlich, soziale, familiäre, ethnische, religiöse, emotionale, er ist daher nicht mehr »von der Wurzel her für die singulären Bestandteile oder einseitigen Tendenzen« irgendeiner Gruppe (Schicht, Klasse) festgelegt. Darin deutet sich schon der Übergang vom Verlust zum Gewinn an, denn, so abgelöst, kann er allen sozialen Einheiten »mit der besonderen Attitude des 'Objektiven' gegenüber(stehen), die nicht etwa einen bloßen Abstand und Unbeteiligt-heit bedeutet, sondern ein besonderes Gebilde aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit ist«.

Zitiert wurde aus Georg Simmels »Exkurs über den Fremden« (Soziolo-

gie 1908, 510), und im Kontext heißt es weiter zu besagtem Fall, daß man »Objektivität auch als Freiheit bezeichnen« kann: »der objektive Mensch ist durch keinerlei Festgelegtheiten gebunden, die ihm seine Aufnahme, sein Verständnis, seine Abwägung des Gegebenen präjudizieren könnten«, und diese Freiheit läßt »den Fremden auch das Nahverhältnis wie aus der Vogelperspektive erleben und behandeln«, so daß er »die Verhältnisse vorurteilsloser« übersehen kann, wobei er sie »an allgemeineren, objektiveren Idealen« mißt und »nicht durch Gewöhnung, Pietät, Antezendentien« befangen ist. Diese Freiheit — so sehr sie, wie man spätestens seit Nietzsches »Pathos der Distanz« weiß, unlösbar mit Einsamkeit verbunden ist — will Hythlodeus keinesfalls preisgeben, mag Morus ihn noch so drängen, seine Kenntnisse und Fähigkeiten zum Wohle der Menschen in den Staatsdienst zu stellen.

Simmel hat nicht nur die Erkenntnis-Chancen, sondern auch die moralischen Anfechtungen vermerkt, denen der Typus Raphael ausgesetzt ist. Die Objektivität, die ihm aus der Fremdheit erwächst und ihretwegen zugetraut wird, kann er ja auch im Sinne eines bloß vorgeblich Unparteiischseins mißbrauchen: »daß er mehr die Intellektualität, die Streitenden mehr das Gefühl und den Willen vertreten — dies gibt ihm, wo er die Situation egoistisch ausnutzen will, eine herrschende, sozusagen auf einer idealen Situation thronende Stellung«, und jedenfalls darf er sich dem korrumpierenden »Gefühl einer leisen ironischen Überlegenheit über die Parteien« hingeben, »die um einen ihm so gleichgültigen Preis so vieles aufs Spiel setzen« (Soziologie 88).

Noch schärfer beleuchtet, zeichnet sich sogar die Möglichkeit ab, daß der Typus jene Objektivität stiftende Freiheit bloß *fingiert*, um ein herrschendes Partikularinteresse, das seine Ungebundenheit finanziert, glaubhaft als das allgemeine dartun zu können. Diesen Fall meinte Brecht, wobei er in verdeutlichender Übertreibung nahelegte, es handle sich — freilich erst vorm Hintergrund des industriekapitalistisch erzeugten Proletariats — um die *Regel*, kenntlich an der obligaten Ausnahme, etwa seiner selbst. Wo aber der Fremde nur als *Tui* wahrgenommen wird, ist die *analytische* Frage an seine Phänomenologie bloß mit einer *moralischen* Antwort abgetan; die Erläuterung nämlich, der Tuismus des modernen Fremden resultiere aus seiner schließlich doch nicht zu kappenden *bürgerlichen* Klassenbindung, verschiebt nur die Frage — auf die nach den Gründen der *Ausnahme*. Der Fall liegt also jedenfalls komplizierter.

Indessen darf hier, wo nicht das Schicksal seiner *Moral*, sondern die *Kontur* des Typus interessiert, von jenen Problemen abgesehen werden. Zudem faßte Morus solche Dimensionen des Hythlodeus noch nicht ins Auge, wiewohl sie auch zu seiner Zeit schon bedenkliche Gestalt annahmen. Man muß ja in diesem Zusammenhang an jenen Pietro Aretino (1492 - 1556) erinnern, der seine geistige Unabhängigkeit resp. Freiheit/Objektivität aus bestellten Schimpf- oder Lobhudeleien bestreiten konnte, mit wachsendem Erfolg dann auch aus bezahltem Schweigen; Jakob Burckhardt (Die Kultur der Renaissance in Italien, 1859) erkannte in ihm einen der Urväter der Journalistik, jener Art von Kopfproduktion also, worin die Freiheit des Fremden sich weniger strikt an die Ermittlung der Wahrheit bindet als in der höchsten, der philosophischen Art. Aber *dieser* hatte je-

denfalls Raphael sich verpflichtet, weshalb seine moralische Integrität außer Zweifel steht.

Simmel, bemüht um die *Struktur* jener Sozial- und Mentalkonstellation von Fern-Nähe, nennt den *Handel* das »indizierte Gebiet des Fremden«, und als klassischen Fall führt er die Geschichte des europäischen Judentums an. Aber um das historisch Besondere und darin das ideologisch Spezifische des Hythlodeus-Phänomens zu fassen, ist das Händler-Paradigma zu weit und das Beispiel der Juden zu eng. Gewiß gehört entwickelter, zumindest vehement sich entwickelnder Handel zu Raphaels Existenzbedingungen. Doch der Händler, so fernher er kommen mag, muß nicht fremd *bleiben*, und Hythlodeus ist kein Händler. Er arbeitet nicht in die eigene Tasche, und sein Risiko besteht nicht in abzählbaren Verlusten, vielmehr in der Unwägbarkeit einer Freiheit, worin er sich, als im Wagnis schlechthin, für das Gegenteil eines Händlers halten darf, einen *Helden*. Eben darin zeigt er sich als ganz neuartige Erscheinungsform des Fremden, trotz der Antiken, an die er schon Morus erinnerte, von denen ihn aber die Bewußtseinsprägung durch eine grundverschiedene Gesellschaftsformation trennt (nicht einmal der Fremde entgeht ja der Fixierung seiner Denkmöglichkeiten durch die zu seiner Lebensfrist herrschende Produktionsweise). Mit einem Wort: Hythlodeus ist die Charakterfigur des *neuzeitlichen* Fremden, und das heißt, daß er niemand anderer ist als, pleonastisch gesagt, der *bürgerliche Intellektuelle*.

Der neue Ideologe

Raphaels Stunde ist der ernstliche Beginn der bürgerlichen Geschichte, das heißt die Renaissance. Die kopernikanische Wende ist soeben noch in theoretischer Vorbereitung, aber die Plastizität des Wirklichen, die sie belegen wird, läßt sich bereits antizipieren: Die sozialen Kräfte ihrer praktischen Nutzung sind schon hinreichend erregt, um alles ganz anders denken zu können. Und entsprechend büßt die mit der längst vollendeten Trennung geistiger von körperlicher Arbeit etablierte »erste Form der Ideologen, *Pfaffen*« (MEW 3, 31; Randbemerkung von Marx zur Arbeitsteilung), gerade ihr Weltauslegungsmonopol ein, dessen feudale Basis von der einfachen Warenproduktion paralysiert wird. Hinfort muß der alte Ideologe aussichtslos mit Hythlodeus, dem neuen, konkurrieren, unter ständigen Bodenverlusten durch die Entwicklung der Wissenschaften.

Sinnstifter, also *Ideologe* zu sein, macht den Intellektuellen vor allem aus; daher ist er stets *konzeptiv*, das gehört zu seinem Wesen, in welcher Gestalt er immer erscheint. Sein Gedankengeschäft ist die Konzeption einer *Wahrheit* des gesellschaftlichen Menschenlebens, die etwas anderes ist als dessen empirisch angemessene Darstellung. Der *alte* Ideologe war gehalten, diese Wahrheit als notwendig trübe Spiegelung ihrer *jenseitigen* Reinheit in die reale Welt zu projizieren, deren exakte Abbildung ihn daher wenig interessierte. Der *neue* Ideologe ist freigestellt, die Wahrheit als *diesseitig* bessere Lebensmöglichkeit Aller aus dem Gegebenen zu entwerfen, woran sich der Imperativ knüpft, über diese Realität rücksichtslos *richtige*, daher bedingungslos *kritische* Aussagen zu treffen. Zu *jeder* Wahrheitskonzeption

der Welt gehört, schon überblickshalber, das Bewußtsein der *Distanz* zur Welt, das den Fremden kennzeichnet. Aber der alte Ideologe konnte dieses Distanzbewußtsein nur *relativ* entwickeln, nämlich aus der Gebundenheit an ein Organisationskorporus, das ihn im Namen *Gottes* beauftragt. Dagegen darf der neue Ideologe glauben, es als allgemeine *Vernunft*, die er in sich selbst repräsentiert findet, *absolut* zu besitzen, daher *autonom* zu sein für das Ganze, an dessen Stelle vorderhand — zu Raphaels Zeiten hatte ja der neue Ideologe noch eine lange bürgerliche Entwicklungsweile vor sich bis zu »Sankt Max« Stirners triumphal genossener Einsicht, daß alle Sach', auf Mich gestellt, auf Nichts gestellt ist.

Einstweilen war, verglichen mit den frustrierenden Abwehrmühen des alten Ideologen, dem neuen ein spielerisch leichtes Pensum aufgegeben. Erlöst von klerikaler Hierarchie und kanonisiertem Aristoteles, unfremd neugierig wie Odysseus und entwurfsgewaltig wie Platon, durfte er den Schutt veralteter Herrschaftslegitimationen abräumen und dabei wie nebenher die Entfaltungsbedürfnisse einer *Klasse* als die der *Menschheit* freilegen, die sich anfangs nicht einmal als Klasse identifizieren und erfahren ließ und dann noch auf Jahrhunderte als die geschichtliche Befreiungskraft schlechthin erscheinen mußte. Der Aufstieg dieser Klasse ist *objektiv* die Bedingung der Existenz des neuen Ideologen, unabhängig von seiner eigenen sozialen Herkunft, sei sie auch aristokratisch, er ist deren originäre Kreation, ihr Teil wie der Pfaffe des Vatikans; aber *subjektiv* bleibt ihm das verborgen, lange Zeit hat er nicht einmal die Denkmöglichkeit, sich dessen inne zu werden: Denn die Gebundenheit an die Bourgeoisie unterscheidet sich von der an eine Kirche gerade dadurch, daß sie als *Ungebundenheit* erscheint, als individuelle Unabhängigkeit und mündige Selbstbestimmung, bis heute noch, wo die Gegenbeweise sich türmen — übrigens auch, weil sie in vieler Hinsicht nicht nur so *erscheint*, sonst erschiene sie nicht so.

Morus konnte, zeitgebunden, den neuen Ideologen natürlich nur im Stande seiner frühbürgerlichen Unschuld porträtieren, die es diesem erlaubte, die vorgefunden schlechte Welt beneidenswert unbefangen nach Maßgabe der Vernunft (»allgemeinerer, objektiverer Ideale«, Simmel) kritisch zu prüfen und folglich zu verwerfen, und ihr eine bessere, womöglich die beste, als denk- und insoweit auch machbar zu konfrontieren, wobei er weit hinausweisen durfte über die Grenzen bürgerlicher Weltgestaltung; denn ganz unbekannt war ja noch, daß der *Citoyen* nur als illusorisches Selbstbildnis des *Bourgeois* erlaubt sein würde. Die Verfallsform des Intellektuellen, der jene Grenzen längst internalisiert hat und folglich nicht mehr über sie hinausblickt, der daher, soweit er nicht Weißwäskerkongresse abhält, im Tagungskloster Mi Sang am Gelben Fluß der Frage nachhängt, ob eine wirkliche Welt überhaupt *existiert*, lag noch in der grauen Zukunft der Moderne.

Die Botschaft

Unverständlich scheint nun, daß Morus den Raphael und damit auch dessen Bericht im gleichen Zuge als *fiktiv* kenntlich macht, in dem er ihn unter Einsatz seines eigenen Renommees als *real* verbürgt. Das Rätsel löst sich

mit der Antwort auf die Frage, wem die Schrift vor allem *galt*. Und dies war, wie man weiß, ein erlesener Kreis von Humanisten, Erasmus von Rotterdam zuerst — er soll auf die Gestaltung des zweiten Teils sogar wesentlichen Einfluß genommen haben —, die als klassisch Gebildete nicht nur des sonst noch wenig verbreiteten Lesens, sondern des Lateinischen kundig waren, worin Morus schrieb. Wer als sie — und natürlich die *alten* Ideologen, die aber nicht gemeint waren — sollte erkennen können, daß die Namen der Erzählung *sprachen*, griechisch nämlich, daß also etwa *Utopia*, wie die Insel bekanntlich heißt, *Nicht-Ort* sagt, diese also nirgendwo ist? Und wer sonst hätte die subtile Ironie bemerken können, die die Schrift durchzieht, als die, auf die sie gemünzt war? Sollte einmal eine weitere Öffentlichkeit den Bericht und seinen Erstatte Hythlodeus für echt halten (erst Jahre nach Morus' Tod, 1551, erschien eine englische Fassung), so wär's ja kein Schade; aber den Freunden war eine *Parabel* zu geben, und diese mußte allerdings, um ihrer Botschaft willen, zugleich als geschilderte Wirklichkeit gelten können.

Es ist eine komplexe Botschaft. Sie betrifft gleichermaßen die Insel, den Reisenden, die Beziehung zwischen beiden sowie deren Verhältnis zu den Adressaten des Traktats, wozu der Autor selbst gehört. Denn in diesen Relationen wird eine *Denkweise* thematisiert, die jener neuen Intellektualität, wie sie soeben im Kontext der als bürgerliche Schicht sich einrichtenden funktionalen *Intelligenz* entstand, als Dimension eröffnet war. Man kann sie mit dem von Utopia späterhin abgeleiteten Ausdruck als *utopische* Denkweise (utopisches *Denken* heißt dann ihr je aktueller Vollzug) bezeichnen, wenn man dessen moderne Konnotationen außer Betracht läßt, die einverständigen wie die verwerfenden. Da aber, wie es die Parabel verlangt, nicht theoretisch sondern nur narrativ gesprochen werden konnte, mußte das Denken am *Denker* exemplifiziert werden. Daß dieser die Insel nicht im Kopf entworfen, sondern auf Entdeckungsfahrt erkundet haben sollte, gehört zur *Ironie* der Fiktion, die bis heute durchdringend bewirkt hat, die Insel nicht für Raphaels', sondern für Morus' eigenen emphatischen Modellvorschlag vollkommener Gesellschaftlichkeit zu nehmen und als bloße Rhetorik auch Morus' Distanzierungen aufzufassen, die er am Schluß nur deshalb nicht näher ausführt, weil »er nicht recht wußte«, ob Hythlodeus »Widerspruch ertragen könne« (Utopia 110) — worin man wiederum eine ironische Volte gegen den neuen Ideologen sehen darf, der sich in seiner Empfindlichkeit gegen Einwände vom alten wenig unterscheiden mag.

Solche Empfindlichkeit ist allerdings auch die einzige emotionale Reaktion, deren Raphael fähig sein könnte. Denn als Personifikation einer Denkweise muß er eine Erscheinung ohne eigene Psyche sein, wie jede Allegorie, die ja nur etwas zu bedeuten hat, statt etwas zu sein. Das war der flüchtigen Existenz des Reisenden aber bei der Unterhaltung im Garten des Peter Gilles nicht gleich anzumerken, zumal er ja etwas durchaus Wirkliches, die utopische Denkweise, darstellte: nicht so, wie sie sich mehr oder minder deutlich bei jedem Angehörigen der neuen Intelligenz ausbilden konnte, sondern in ihrer reinen, ihrer idealen Form. Daher ist Raphael zwar unreal, aber nicht unrealistisch; er ist ein *Idealtypus* im Sinne des methodologischen Vorschlags von Max Weber, der gewonnen wird »durch einseitige *Steigerung* eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammen-

schluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandener *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankenbilde*« (Wissenschaftslehre 1968/3, 191.)

Dieses Gedankenbild, so ergänzt Weber, ist zwar »in seiner begrifflichen Reinheit... nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar« — mit einer nicht uninteressant bedeutungsverkürzenden Begriffsverwendung nennt er es deshalb »eine Utopie« —, aber es kann nun »in jedem *einzelnen Falle*« überprüft werden, »wie nah oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht«. Was Morus anlangt, so stellt er solche Prüfung seinen Adressaten anheim, die sich fragen dürfen, in welchem Maße sie Raphael ähneln. Dabei ist dieser, wie aus seinem ebenfalls, wenn auch nicht eindeutig sprechenden Namen ersichtlich, nicht etwa ein *Ideal*, das anzustreben empfohlen sein würde. Die griechische Wortverbindung Hythlodeus kann einen *Wahrsprecher* (geschwätz-feindlich) ebenso meinen wie einen *Sprüche-klopfer* (geschwätz-kundig). Der Zusammenhang des Traktats spricht gegen eine linke Entscheidung für das eine wie gegen eine rechte für das andere, legt vielmehr nahe, gewollt sei gerade der Doppelsinn.

Hythlodeus ist beides, Weiser und Schwätzer, er sagt die Wahrheit, aber unnützt. Konstruiert als vollendet Freier, ohne alle Bindungsschlacken, ist Raphael nicht Morus' Repräsentant oder Sprecher, sondern sein und seiner Freunde eigenes *alter ego* als *Versuchung*, woran dargetan werden soll, daß die Haltung der *Distanz*, will sie sich *rein* bewahren, ihre Einsichtschancen an Zwecklosigkeit vertut, ihre Erkenntnismöglichkeiten ans Beliebige, weil sie sich dem Relevanzkriterium gesellschaftsverändernder *Praxis* nicht stellt. Das ist die Botschaft von Morus' Memorandum. Verständlich ist, daß Hythlodeus jener Praxis zur Beförderung der Humanität, die ihm seinerzeit einzig vorzuschlagen war, wenig abgewinnen konnte, nämlich dem Absolutismus zu dienen, und er es vorzog, sich aufs *Erkennen* der Wahrheit zu beschränken. Aber Morus wurde in seiner unbedingt auf Praxis dringenden Radikalität nicht nur zum ersten utopischen Denker der Neuzeit, sondern zugleich zum ersten kritischen Analytiker der utopischen Denkweise.

Die Denkweise

Im gleichen Jahrhundertviertel, in das die Morus-Reise fällt, kehrte auch Prinz Hamlet von Dänemark von seinem Wittenberger Studienaufenthalt, vielleicht als Schüler des Humanisten Melanchthon, in die Heimat zurück, wo sich bald zeigte, daß er, »von des Gedankens Blässe angekränkt«, trotz der erschreckenden Zustände, die er antraf, zu entschlossenem Handeln unfähig war. Dagegen beschwor Johannes Faust, ebenfalls ein Wittenberger Kind derselben Epoche, Veränderungen mittels Schwarzkunst. Die beiden Intellektuellen sind freilich nur in der literarischen Fiktion Zeitgenossen; ihre durchaus verschiedene Problemlage spiegelt natürlich jeweils die Gegenwart ihrer Dichter, worin sie ganz andere Zeitgenossen im utopischen Denken finden als den Hythlodeus: der eine etwa Sir Francis Bacon und den Dominikaner Tommaso Campanella, der andere etwa die utopischen Sozialisten Charles Fourier und Graf Claude-Henri de Saint-Simon.

Shakespeares Hamlet trennen circa hundert, Goethes Faust um die dreihundert Jahre von der Denkschrift des Thomas Morus. Daraus erklärt sich, daß der neue Intellektuelle das eine Mal in der Gestalt des verzweifelten *Aristokraten* erscheint, das andere Mal in der des gescheiterten *Bürgers*. Dem einen hätte das Gebot der reinen utopischen Vernunft, die Aufhebung des Herr-Knecht-Dualismus, die Selbstvernichtung als Feudaler abverlangt, weshalb er das Ideal am Ende preisgibt und reaktionär wird, was ihm dann freilich auch nichts mehr nützt; der andere darf sterbend am Ideal des »freien Volks auf freiem Grunde« festhalten, denn Blindheit erleichtert ihm die Illusion, er selbst habe geschaffen und hätte vollenden können, was nichts war als Teufelsblendwerk aus der Fron »geflückter Halbnaturen«.

Raphael bezeichnet den Aufbruch, Hamlet eine Station, Faust den Abschluß der utopischen Denkweise *im Zeitalter ihrer Unentbehrlichkeit*. Es ist das Zeitalter des beschleunigten Zerfalls feudaler Herrschaft und deren agrar-ökonomischer Subsistenz durch die zernagende Entfaltung von Warenproduktion und Geldwirtschaft unterm politischen Schirm des *Absolutismus*, der im Bemühen, Privilegienordnung und Legitimationsideologie der vorausgegangenen Diktatur des Großgrundbesitzes zu *konservieren*, gezwungen war, die zunächst scheinbar bloß produktions-revolutionäre Offensive der sich ausbildenden Bourgeoisie zu *fördern*. *Unentbehrlich* war die utopische Denkweise in dieser Epoche deshalb, weil sie der Offensive Zukunftsbilder stellte, deren sie legitimatorisch bedurfte, um ihr Zerstörungswerk, in die Aszendenz eines Glückszustands der Menschheit gerückt, als noch uncrkannten bürgerlichen Hegemonieanspruch betreiben und vollenden zu können — und in einem damit enthusiastisch initiierten Überschuß, der den Bedarfsfonds jenes Interesses sprengte, durfte sie zugleich *wahr* sein.

Im Epochenbeginn, dem Aufschwung der Renaissance, ergab sich der Denkweise noch kein *Praxisproblem*. Morus, der überlegene Kopf, mahnte es zwar bei Raphael an, aber der durfte doch noch nachvollziehbar vertreten, es komme zunächst drauf an, die Welt verschieden zu *entwerfen*; seine Intransigenz gegen das Handlungspostulat ruht offenkundig in der Gewißheit, *Verwirklichung* werde sich schon ergeben, wenn das gesellschaftliche Kontrastmodell nur erst hinlänglich als *erstrebenswert* plausibel sei; übrigens tritt diese Figur des Einsichtsvertrauens viel später, bei Fourier, erneut auf, in nun grotesk gewordener idealistischer Unschuld: wartend auf einen Financier der ersten *Phalanstère* (landwirtschaftliche Vereinigung, die er konzipiert hat), ist er sicher, daß deren augenfällige Vorteile zu galoppierender Nachahmung führen müßten.

Hamlet dagegen ist schon ganz vom Praxisverlangen gelähmt; dem Aristokraten des elisabethanischen Zeitalters, auf der Höhe des Absolutismus, stellt sich das Utopieproblem nicht als Projektierung des *bonum commune*, also des ganz Anderen, sondern als die Unmöglichkeit, seine Realisierung betreiben zu können. Das hat wiederum Faust weit hinter sich. Wie weiland der König Utopus seine Insel, so sichert er als kühner Unternehmer gewonnenes Neuland gegen das Meer, wo die Naturgewalten, und gegen das Festland, wo noch der Erzbischof, der Geist des Alten, herrschen. Er ist ein »Industrieller« im Sinne Saint-Simons, dessen Lebensweg als Spekulant und Projektionist (Kanal durch Mexiko!) übrigens — Goethe hat ihn interes-

siert verfolgt — beachtliche Parallelen aufweist zum Faust des Zweiten Teils: Wie Saint-Simon meinte, man müsse mit Menschen *experimentieren*, so Faust, es genüge »Ein Geist für tausend Hände«.

Verfügen gehört zum *Wesen* der utopischen Denkweise; als Kalkulation des entbundenen Subjekts, des neuen Intellektuellen/Ideologen, ist ihre Vernunft so *instrumentell* wie die des neuzeitlich-bürgerlichen Denkens überhaupt, das sich im Entstehungskontext der Utopia ebensowohl an Machiavellis Innovation der Politikwissenschaft studieren läßt. Aber *innerhalb* dieses Allgemeinen ist die utopische Denkweise durch drei Elemente *besonders* gekennzeichnet, von denen, soll nicht jede semantische Plausibilität aus der historischen Quelle des Begriffs mißachtet werden, *keines* zu ihrem bestimmenden Merkmal erhoben werden kann: *Kritik*, *Entwurf* und *Intention*. Bei Morus ist die Kritik der bestehenden Gesellschaft eigens ausgeführt, sie mag aber auch, wie dann vielfach in der von ihm begründeten literarischen Gattung, im kontrastierenden Entwurf der besseren bloß impliziert sein; daß es sich um das Modell einer *besseren* Sozietät handeln muß, macht den Anteil der *Intention* aus, die nicht auf mildernde Reform im Herrschaftszusammenhang abstellt, sondern auf die Grundlegung von Herrschaftsfreiheit im Gemeineigentum.

Der utopischen Denkweise ist als *Abstraktheit* angekreidet worden, daß sie den *Weg* von der gegeben falschen (schlechten) zur projiziert wahren (guten) Gesellschaft nicht als eine Praxis denken kann, die die der gedrückten Menschen selber wäre. Aber wie soll ihr zum Vorwurf gemacht werden können, was doch gerade im Zeitalter ihrer Unentbehrlichkeit aus den sozialen Prämissen ihres Entstehens folgt, unter denen sie immerhin überschüssig modellieren durfte, was innerhalb ihres bleibenden Rahmens nicht zu realisieren ist? Eben darin bestand doch, sozusagen, ihre historische Mission! Als ihre Abstraktheit *unnötig* wurde, war die Denkweise selbst *entbehrlich* geworden (nicht notwendig schädlich übrigens und nicht einmal stets unnütz). Die Perspektive Fausts und Saint-Simons erwies sich, indem sie den Übergang zur kapitalistischen Industriegesellschaft in der Frühmoderne spiegelte, als utopisch trügerisch; aber erst in der weiteren Entfaltung dieser Industriegesellschaft konnte deutlich werden, daß der utopisch gefaßte Gedanke nur dann Verwirklichungschancen hat, wenn die Wirklichkeit selbst zu ihm drängt.

Während der sozialistischen Perspektive aus diesem Drange, ihre Abstraktheit überwindend, eine *wissenschaftlich* bedachte Veränderungspraxis erwuchs, die nicht die von *Intellektuellen* sein konnte, erbrachte die utopische Denkweise, wo sie seither weiterhin verfolgt wurde, wenig mehr noch als pfiffige Vorschläge für einen sanften Sozialismus, der — von Proudhons Volksbank-Kredieten bis zu André Gorzens Paradies der 20.000-Stunden-Arbeit-pro-Leben den Kapitalismus waschen will, ohne die Eigentümer zu nassen, formuliert aus einem allgemeinen Menschheitsinteresse, dessen Vorstellung wahrhaft abstrakt ist, weil es absieht vom scheinbar besonderen Interesse des Proletariats als systemnotwendig ausgebeuteter Klasse an seiner eigenen Aufhebung. Noch vor dem ersten historischen Auftreten dieses Proletariats als für sich kämpfender Klasse in der Französischen Revolution von 1848 hatte aber die industrielle Entwicklung das Potential künftiger Umwälzung so weit ausgebildet, daß, als Abschied

von der utopischen Denkweise, die Elfte Feuerbachthese zu formulieren war, ohne voluntaristisch mißverstanden werden zu müssen.

Die Intention

Lenin fand, Utopie sei »Träumerei« und diese »das Los der Schwachen« (Werke 18, 348). Das läßt sich zwar nur im Bewußtsein von Stärke bemerken, kann aber nicht deshalb gleich als die Empfehlung genommen werden, das Träumen zu lassen, denn Schwache werden ja dadurch auch nicht stärker, daß sie sich verbieten. Dies wiederum schürt leicht die entgegengesetzte Illusion, aus den Träumen sei Kraft zu ziehen, als wäre bloß nicht scharf genug gewünscht, intensiv genug gehofft worden. Folglich erschien — nachdem die Arbeiterbewegung ihre internationalistische Unschuld im Beginn des Ersten Weltkriegs verloren und in seinem Ende so heillos sich gespalten hatte, daß angesichts der standhaltenden Gegenkräfte zum Sozialismus die Zielgewißheit des Geschichtsverlaufs erschüttert war, die vom Marxismus erwiesen sein sollte — der »'Geist der Utopie', worin diese sich selbst erneuerte« (Bloch rückblickend, Experimentum mundi, GA 15/1975, 29).

In jenem ersten Wurf Ernst Blochs erneuerte sie sich zunächst vor allem aus der Traum-Magie der Musik, worin beim Hören das Sehen vergehen darf. Danach erneuerte sie ihrerseits, Werk auf Werk, die ganze Welt, die sich auffächerte in »Utopiegebiete, die gesamte menschliche Kultur, ja auch die vom Menschen unabhängige Natur betreffend«. So daß es nunmehr »im ganzen Leben ringsum utopische Auslagen« gibt (Tübinger Einleitung in die Philosophie I 1963, 127). Auch der Marxismus, der sozialgeschichtlich begründeten Anspruch erheben durfte, aufgrund historisch möglich gewordener materialistischer Einsichten die utopische Denkweise ersetzt zu haben, wurde zur Utopie renoviert, nicht zur Abstraktheit der alten Bücher, versteht sich, sondern als »das Novum einer konkreten Utopie« (mehrfach, hier: Experimentum mundi 188), worin die vorher blinde *Hoffnung* belehrt ist zur »*docta spes*«: In ihr vereinen sich utopischer »Wärme«- und wissenschaftlicher »Kältestrom« *teleologisch*, nämlich ein »zielhaft Enthusiasmierendes« mit dem »kühlen, nüchternen Blick«, der »die gespannte Genauigkeit der ökonomisch-materiellen Stations- und Fahrplanbestimmungen für den Geschichtsgang und den verändernden Eingriff in ihn fundiert« (ebenda 141). Diesem Fundament ist allerdings nicht ganz zu trauen — schon die metaphorische Kombination von Glut und Frost verweist ja auf Nebel —, so daß nicht verwundern kann, wenn »zuweilen ein allzu großer Fortschritt von der Utopie zur Wissenschaft (erschien), dergestalt, daß mit der Wolke auch die Feuersäule der Utopie liquidiert werden konnte, das Mächtig-Vorherziehende« (Das Prinzip Hoffnung II 1955, 192).

Vorm Hintergrund der Geschichte der Arbeiterbewegung und ihrer Gegenwart läßt sich verstehen, was gemeint ist; aber es mag an mancherlei liegen, wenn Hoffen und Wissen, *spes* und *docta* auseinanderfallen, gewiß nicht an einem allzu großen Fortschritt von der Utopie zur Wissenschaft; eher, wäre nicht auch dies bloß idealistisch gedacht, an einem zu geringen.

Die klarste Einsicht enthüllt nicht notwendig die beste Aussicht; Hythlodeus verlöre aber statt der Abstraktheit seiner Denkweise bloß den Kopf, verwürfe er deshalb die Einsicht. Wissenschaft kann nicht die Hoffnung garantieren, die Wünsche würden verwirklicht, wie es ja auch, so Bloch selber kurz vorm Ausbruch des Faschismus in Deutschland, »jedenfalls nicht immer das Erwartete (ist), das an die Tür klopft« (Spuren 1930; 1959, 161). Daß Hoffen und Wünschen zweierlei sind, wußte wiederum Morus noch sehr genau, als er am Schluß von Utopia bemerkte, »daß es im Staate der Utopier sehr vieles gibt, was ich unseren Staaten eher wünschen möchte als erhoffen kann« (Utopia 110).

Die Hoffnung, an Liebe und Glaube geheftet, nährt sich gerade vom *Widerspruch* zwischen Wünschen und Erkennen. Dies meinte Hesiod, als er in seiner antifeministischen Pandora-Legende zu den gesammelten Übeln der Menschheit die Hoffnung ins Kästchen legte, worin sie aber, da sie die Menschen nicht *direkt* quälen kann wie die anderen Übel, *verbleiben* sollte, um ihnen die Linderung des Trosts zu versagen; aber ist dieser nicht ein noch größeres Übel, indem er die Energien zur Veränderung lähmt? Jedenfalls befreite Bloch, als er unbekümmert um die dialektische Weisheit der alten Griechen die Hoffnung aus dem Kasten ließ, auch den Trost von Kontrolle. Und so fand sich guter Hoffnung, einmal zum *Prinzip* erhoben, bald die *Materie* selbst, die, da ständig sich umbildend, also stets des Potentiellen trüchtig, überführt war, *Absichten* zu hegen: »Prozeß überhaupt wäre ohne solch utopisch beschaffene Materie nicht möglich« (Tübinger Einleitung 209). Wie die utopische Denkweise mit den Menschen, so führt die Materie mit der Welt ein Experiment durch, das »*experimentum mundi*«, in dessen Resultat die Utopie entbunden sein wird, so daß man sich nunmehr, stockt der soziale Fortschritt, doch an die natürliche Evolution noch halten darf — womit die naturwissenschaftliche Einsicht widerlegt wäre, daß es »nicht weiter (hilft), wenn man den Teilchen, aus denen die Materie sich zusammensetzt, eine Art Psyche zuschreibt« (Francois Jacob. Das Spiel der Möglichkeiten, deutsch 1983/83).

Blochs Versuch einer Erneuerung der Utopie folgte doppeltem Anlaß. Zum einen suchte die Bourgeoisie seit ihrem Übergang auch zur politischen Herrschaft den unbrauchbar gewordenen utopischen Überschuß ihres ideologischen Haushalts zu revozieren, meist durch seine Preisgabe an Lächerlichkeit: um so mehr war er beim Wort zu nehmen und gegen sie zu wenden. Zum anderen schien die politische — und das heißt ja auch: die um Mehrheiten werbende — Praxis der Arbeiterbewegung gerade in ihrer entschiedensten Parteiung dieses utopische Erbe nicht so vorbildlich leuchtend aufzunehmen, wie es vielleicht möglich sein konnte und zum Siege jedenfalls nötig wäre — um so mehr mußte daran erinnert und darauf gedrungen werden. Bloch sah scharf, daß es für beides nicht um die Restauration der Denkweise Hythlodeus' gehen konnte, deren abstrakte Rationalität materialistisch längst überholt war. Aber er verfehlte dennoch seine Absicht, indem er sie dem Leitbegriff der Hoffnung unterstellte, womit wiederum Abstraktheit, nunmehr, als Teleologie in Geschichte und Materie, irrationale, in den Namen der Utopie einzog.

Es konnte aber nur darum gehen, den Wunsch, den Willen, in einem die *Intention* erneut eindringlich zu artikulieren, die einzig die empirischen

Menschen verfolgen: auf Freiheit von Ausbeutung, Unterdrückung, Herrschaft, auf die gesellschaftliche Assoziation einverständlich Gleicher. Nach der entbehrlich gewordenen Denkweise, die den Begriff schuf, heißt diese Intention nun *utopisch*, und *darin* ist Blochs Werk allerdings unvergleichlich, sie allenthalben aufgedeckt zu haben in den ideologischen Beständen und Bewußtseinsformen der klassengesellschaftlichen Menschheitsgeschichte, wie *verkehrt* immer sie in ihnen sich fand. Von selbst versteht sich, daß diese Intention auch im Marxismus bewahrt ist, gerade indem er die abstrakt entwerfende Denkweise überwand; das ist mitgemeint in Engels' Diktum, der Sozialismus habe sich von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt — denn nichts ist ja weniger aus ihm abzuleiten, als daß, wo der Sozialismus statt Luftschlösser Staaten bilden konnte, zu wünschen nichts mehr übrig bleibe.

Wenn sich die Menschen im allgemeinen und das Proletariat im besonderen in den kapitalistischen Industriegesellschaften der Gegenwart massenhaft im Gegebenen bescheiden und nichts zu wollen und zu tun scheinen, was prinzipiell über ihre Verhältnisse hinauswiese, dann erliegt der materialistisch aufgeklärte Hythlodeus leicht einem Rückfall in Abstraktionen. Er wirft sich vor, nicht genügend *utopisch gedacht* zu haben und gelobt Besserung, als läge das Defizit an Hoffnungsenergie, das Desinteresse an Systemveränderung daran, daß *er* nicht hinreichend einleuchtende Zukunftsbilder schuf. Er darf sich trösten: Woran immer das liegen mag — dies ist ein weites, anderes Feld —, an *Ihm* liegt es nicht.

Was haben wir für eine sonnige Jugend — Und wie ziehen wir sie in die Länge!
Dean Martin

Gerd Herholz

dr. jekyll mr. hyde

das bin ich das
zärtliche tier das feige
bebrillte schweinchen
schlau der kasper mit der patsche
in der patsche
das bin ich

das bin ich der
viel zu kurze zweimetermann
große blaue augen großer blauer
himmel voller geigen spiel ich
kein instrument das bin ich

das bin ich der
sehr geehrte herr dein gott der
mann das kind im manne der mann
im kind das kind das zärtliche
tier der reißende wolf
fortgerissen das
bin
ich
bin das
nicht

bei uns

niemand fragt.
niemand weiß eine antwort.

wir wissen von nichts.
wir wissen genug.

wir bleiben uns treu.
wir gehen verloren.

Rainer Zech

Vielfalt statt Einfalt

Die spektakulären Höhepunkte des 'heißen Herbstes' 83 gehören der Vergangenheit an. Das zentrale Ziel, die Verhinderung der Nachrüstung, konnte nicht erreicht werden. Nachdem keine massenmobilisierenden Anlässe mehr gegeben sind, ist die Friedensbewegung in eine Krise geraten. Viele Aktive sind ratlos, wie es weitergehen soll, und die Medien wenden sich wieder anderen Themen zu.

Der größte Erfolg, den die Aktionen verbuchen konnten, war eine in diesem Ausmaß vorher nie gekannte Demokratisierung der Rüstungsdiskussion, die Schaffung eines Potentials an kritischem Bewußtsein in der Bevölkerung. Doch sollten wir uns auch über diesen Erfolg keine Illusionen machen. Gegen die Evidenz des alltäglichen Humanismus, daß natürlich alle gegen den Krieg sind und keiner die Raketen gerne in seinem Vorgarten stehen haben möchte, spricht die Tatsache, daß die Mehrheit unserer Bevölkerung sich im Jahr der größten Erfolge der Friedensbewegung eine konservative Regierung gewählt hat. Wir dürfen uns nicht darüber hingewegtäuschen, daß das konservative Sicherheitskonzept einer 'Sicherheit durch Stärke' in der Bevölkerung sehr populär ist und durch die von den Medien wieder fast ausschließlich verbreitete konservative »Friedens«-Propaganda an Boden bzw. an Köpfen gewinnt. Schließlich sind die Russen doch nach Genf zurückgekommen, dann hat der Kohl wohl doch recht gehabt.

Die Erfolge der Friedensbewegung fangen an abzubröckeln. Wie können wir also weitermachen? Ich will in fünf Thesen eine Kritik bisheriger Aktionsformen der Friedensbewegung leisten, um meine zentrale Behauptung zu bele-

gen, daß sich hinter dem Rücken der Beteiligten und auch sicher gegen den bewußten Willen der Mehrheit der Organisatoren und Funktionäre in der Friedensbewegung ein ganz traditioneller, ich will sogar sagen 'bürgerlicher' Politikbegriff mit den daraus folgenden Politikformen durchgesetzt hat. Ich führe diese Kritik pointiert und überspitzt vor, um Anlaß zur Diskussion zu bieten, und übersehe dabei nicht die vielfältigen Ansätze neuer, phantasiereicher Politikformen, die es in der Friedensbewegung schon gegeben hat. Im Gegenteil, durch meine Kritik am Ersatz der Politik durch Verwaltung der Bewegung will ich dazu beitragen, daß wieder Platz entsteht für die Selbstständigkeit lokaler Initiativen. Denn um Phantasie für die konkrete Arbeit überhaupt erst entwickeln zu können, brauchen wir Entlastung von dem Zwang, unsere Kraft an der Basis immer wieder in der Mobilisierung für — von übergeordneten Gremien beschlossene — Großaktionen verschleifen zu müssen. Um einem weiteren Mißverständnis gleich vorzubeugen: Dies ist kein Plädoyer gegen Großaktionen. Daß die Friedensbewegung hierzu in der Lage ist, hat sie bewiesen. Dies ist ein Plädoyer für eine Schwerpunktverlagerung und für eine Ökonomie der Zeit und unserer Kräfte, denn wir werden uns auf einen langen Kampf einstellen müssen. Und die beteiligten Aktiven in den Initiativen haben noch mehr Lebensbedürfnisse, so daß wir durch eine Auspowerung der Kräfte den teilweise stattfindenden Rückzug aus der Friedensarbeit nur unterstützen würden. Nur Wenige haben das Talent, unter Absehung ihres Privatlebens zum 24-stündigen Friedensmanager zu werden. Und das ist sicher auch gut so, denn aus Managern werden schnell Buchhalter, denen alles Selbständige und Nicht-Verwaltete suspekt ist. Da das beschworene atomare Inferno — glücklicherweise — noch nicht eingetreten ist, bleibt uns vielleicht doch noch etwas

Zeit; Zeit, die wir nutzen sollten zur Diskussion der Systemzusammenhänge von Politik, Rüstung und Krieg. Man kann keine Politik mehr machen, wenn es 5 vor 12 ist — nur noch Revolution. Aber soweit ist es — wie wir wissen — in der Friedensbewegung ja noch nicht. Außerdem ist die totale Vernichtung der Menschheit oder Europas — das zur Mobilisierung viel zitierte 'Euroshima' — m.E. doch nicht ganz so nah, wie viele glauben oder glauben machen wollen. Wir können sicher sein, auch Herr Kohl und Herr Wörner wollen keinen Krieg, denn so gut ging es den Herren in diesem ihrem Lande schon lange nicht mehr. Das werden sie nicht so leicht auf's Spiel setzen.

Aber selbst wenn es bereits 5 vor 12 wäre, müßten wir tun, als sei es 12 vor 5. Andernfalls wäre keine inhaltlich begründete und erfolgversprechende Politik mehr möglich, nur noch blinder Aktionismus oder Resignation, zwei Seiten derselben Medaille.

1. Die Friedensbewegung macht überwiegend Parolenpolitik. Ihre Forderungen — z. B. 'Abrüstung in Ost und West' — sind so richtig wie allgemein und nichtssagend. Für die konkrete Friedensarbeit in Initiativen bleiben diese Zielsetzungen abstrakt und unerreichbar. Zudem haben die 'Weg-mit-Parolen' des Herbstes 83 die Illusion gefördert, das Aufstellen der Raketen sei zu verhindern. Für Viele galten diese Forderungen als Erfolgskriterien. Damit trägt die Friedensbewegung eine Mitverantwortung dafür, daß sich nach Aufstellung der Raketen Frustration und das Gefühl von Sinnlosigkeit verbreitet haben.

2. Der Zwang zum Minimalkonsens war ein Zwang zur Substanzlosigkeit, er hat eine konstruktive politische Kontroverse verhindert. Streitereien über die gemeinsamen Parolen traten an die Stelle der politischen Diskussion von Inhalten. Zwanghafte Harmonisierungen führten zu einer (vermeintlichen) Einheit durch die Ausklammerung von

Unterschiedlichkeit. Die Stärke der Friedensbewegung liegt aber in der Einheit in Vielfalt und nicht in der Einheit der Einfalt.

3. Massenaktionen und Verbreitung als wichtigstes Erfolgskriterium führten zu einer parteiähnlichen Organisationsstruktur von oben nach unten. Die Bürokratisierung der Bewegung führte als Konsequenz in der Praxis zu einer Abwertung der lokalen Initiativen, die zu Wasserträgern übergeordneter Organe wurden und oft mit heraushängender Zunge von Mobilisierung zu Mobilisierung für Großaktionen hetzten. Die Motivation an der Basis wurde damit abgetötet.

4. Friedenspolitik in den Initiativen bekam den Charakter von Pflichterfüllung, von einem Opfer — z.B. an Freizeit — für den guten Zweck. Unmittelbare Befriedigung und Spaß in der konkreten Arbeit kamen dabei zu kurz. Daß Sinn von politischer Arbeit auch im gemeinsamen Tun, im Entwickeln neuer Formen von Geselligkeit, in der Überschreitung des isoliert Privaten zu finden ist, blieb meistens unentdeckt. Im Gegenteil, bürgerlich-ideologische Trennungen von Privatem auf der einen Seite und Politik auf der anderen wurden in der Friedensbewegung reproduziert.

5. Die gleichen abstrakten Trennungen gab es zwischen Verstand und Gefühl. Das äußerte sich z. B. in den Diskussionen in Initiativen und Koordinationsgremien: neben den Appell zur Sachlichkeit traten häufig persönliche Querelen und Profilierungen. Das zeigte sich aber auch in der Informationspolitik gegen die Aufrüstung: sie richtete sich fast ausschließlich an den Verstand der Angesprochenen. In dieser einseitigen Rationalität hatte sie den gleichen Erfolg wie die bekannten Nicht-Raucher-Kampagnen: alle wissen, daß es schädlich ist und rauchen trotzdem weiter.

Das einzige Gefühl, mit dem bewußt zum Zwecke der Mobilisierung gearbei-

tet wurde, war ein negatives: die Angst. Aber Angstmachen fördert nur die ohnehin schon vorhandene Tendenz zur Verdrängung. Da zudem nach der Stationierung die beschworene Katastrophe nicht eingetreten ist, kann man jetzt auch zu dem Schluß kommen, den die konservative Propaganda nahelegt, daß die Raketen den Frieden doch sicherer machen.

In diesem letzten Punkt bereitete die Friedensbewegung unbewußt also geradezu den Erfolg der sich jetzt wieder verstärkt durchsetzenden bürgerlichen Ideologien vor. Wie können wir also wirksam dem konservativen Vormarsch auf diesem Gebiet begegnen? Gerade in einer Zeit, in der die Medien sich wieder anderen Themen zuwenden und nicht mehr wie selbstverständlich die Lösungen der Friedensbewegung verbreiten, müssen wir selber wieder dafür sorgen. Da wir aber über keine anderen Möglichkeiten verfügen, geht das nur dort, wo die Menschen, die wir für unsere Sache gewinnen wollen, leben und arbeiten: in den Betrieben, Schulen, Kirchengemeinden und Stadtteilen. Deshalb lautet mein Vorschlag für die Orientierung in der nächsten Zukunft: *'Veralltäglichere Friedensarbeit in lokalen Initiativen'* mit dem Ziel der kritischen Bewußtseinsbildung in der Bevölkerung, der perspektivischen Entloyalisierung in bezug auf das gesamte Sicherheitskonzept der Bundesregierung, einschließlich seiner rechtsozialdemokratischen Varianten. Wir können hier an die bisherigen Erfolge in dieser Hinsicht anknüpfen, um sie zu verbreitern und zu verstärken.

Dabei ist es nicht erforderlich, daß wir uns die Themen und Inhalte unserer Arbeit nur vom aktuellen Verlauf der

Politik vorschreiben lassen, also gestern 'Pershing und Cruise Missile' und heute 'Starwars'. Wir können Themen exemplarisch herausgreifen, an Phrasen herrschender Propaganda anknüpfen, um an ihnen das Verhältnis von Politik, Macht, Rüstung und Krieg vorzuführen. Die Menschen müssen begreifen lernen, daß sie die Raketen mit dem Geld bezahlen, daß ihnen freitags beim Einkaufen im Portemonnaie fehlt. Und was ist z. B. Kohls 'Frieden in Freiheit' in einem Land, in dem kritische Lehrer und Postbeamte ihren Beruf nicht ausüben dürfen. Nicht allein die Erhöhung des Informationsstandes muß unser Ziel sein, sondern die Einsicht in bestehende Macht-Verhältnisse, von denen jede(r) betroffen ist, ob er/sie es nun wahrhaben will oder nicht. Beherrschtes Bewußtsein wehrt sich aber gegen Begreifen. Deshalb darf Politik denen, die sie durchführen, und denen, an die sie sich wendet, nicht aufgesetzt werden. Ziele und Aktionen, die den Initiativen nur von oben vorgesetzt bzw. vorgeschrieben werden, demotivieren auf die Dauer, selbst wenn sie 'objektiv' richtig sind. Die Hinweise auf sogenannte 'objektive Notwendigkeiten', in denen die betroffenen Subjekte mit ihren vielfältigen Bedürfnissen nicht vorkommen, schaden unserem Ziel mehr als sie nutzen. Mit dem Verbreiten der richtigen Informationen auf Flugblättern ist es nicht getan. Es ist ein Irrglaube, daß Informationen aus sich heraus zu Einsichten führen. Neues zu lernen, bedeutet Altes infragezustellen, auch das Alte im eigenen Kopf, und das ist bekanntlich das Schwerste, was es gibt.

(Auszug aus einem Beitrag vom Friedenskongress Hannover, 8.-10.2.85.)

Thomas Neumann

Bismarck auf dem Alexanderplatz

Ein Bericht

I

Unter den Linden und auf den anliegenden Straßen und Plätzen haben sich mit den Jahren die bekanntesten Persönlichkeiten aus der preußischen Vergangenheit eingefunden: Friedrich der Große, Gneisenau, Blücher, der Herr vom Stein und andere. Es fehlt Bismarck, nach dessen Abtritt die preußisch-deutsche Geschichte sich von ihrem Höhepunkt abwärts bis zu den bekannten Ergebnissen bewegte. Aber auch Bismarck könnte eines Tages sich in der Galerie befinden.

1983 machte der Erlanger Historiker Michael Stürmer seine Fachkollegen darauf aufmerksam, daß »der grand old man der DDR-Historie, Ernst Engelberg, seit vielen Jahren mit einer umfangreichen Bismarck-Biographie, aus den Quellen neu geschrieben, befaßt« sei. Die allen früheren Erwartungen zuwiderlaufende Darstellung Preußens und die Entdeckung Luthers in der DDR — »beide Fragen haben im deutschen Geschichtsbild stets eine große, ja eine Schlüsselrolle gespielt« — seien Zugriffe auf die ganze deutsche Vergangenheit in der historischen Deutung und schließlich in politisch-praktischer Absicht, daß Bismarck folgen werde, sei also »kein Zufall«. Die von Stürmer erwartete oder eine vergleichbare Bismarck-Biographie liegt indes noch nicht vor. 1983 verlegte Dietz in Berlin Arkadi Jerussalimskis Buch, Bismarck, Diplomatie und Militarismus, der Originaltext erschien 1968 in Moskau; eine Korrektur des reaktionären Bismarck ist das noch nicht.

Aber Hinweise sind da, denen zu entnehmen ist, daß Stürmers sachliche Beobachtung zutreffen kann. Seine Interpretation der Umwertungen in der DDR-Geschichtsschreibung, sie griffen einem 'ganzen Deutschland' vor, allerdings sind Projektionen. Die Bundesrepublik, die die deutsche Frage noch immer für offen hält, kann zur Zeit eine vergleichbare Bearbeitung der Geschichte politisch gar nicht leisten.

In der Weltbühne rezensierte 1984 Sigrid Wegner-Korfes eine ältere Arbeit George F. Kennans, Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Sie fand daran erwähnenswert, daß Kennan »im deutschen Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck den einzigen europäischen Politiker sieht, der außenpolitische Konflikte zwischen dem deutschen Kaiserreich und dessen starkem östlichen Nachbarn, dem zaristischen Rußland, zu vermeiden beziehungsweise zu regulieren suchte«. Und natürlich ist Kennan ihr eine Autorität, weil er sich als Politiker »vom Verfechter der Containment-(Eindämmungs-)Strategie zu einem aktiven Befürworter der friedlichen Koexistenz« veränderte (7/84).

Ende 1984 druckte die Weltbühne ohne unmittelbaren Anlaß eine Notiz über 'Bismarcks Lektion' von Werner Neubert, die viel weiter ging:

»Begriff und Praxis des politischen Realismus haben gegenwärtig die Dimension einer wirklichen Schicksalsfrage für die Menschheit angenommen. Mit Recht suchen viele verantwortungsbewußte Politiker, Staatsmänner, Wissenschaftler in historischen Situationen gerade diesen Realitätssinn zu erkunden. Und die Lehren aus der politischen Geschichte sind mitunter so zwingend, daß die agierende Unvernunft sie mit Vehemenz vergessen machen will... Nehmen wir Otto von Bismarck! Er war ein geschworener Gegner der Arbeiterbewegung, Initiator des berüchtigten Sozialistengesetzes; seinen eigenen Aussagen nach 'riet' er als einer der Leiter der preußischen Politik seinem König zwischen 1864 und 1870 dreimal zu Kriegen, die dann auch tatsächlich ausgelöst wurden, die Abschachtung der Kommunisten von Paris geht wesentlich auf sein Konto. Und dennoch zeigte dieser altmärkisch-brandenburgisch-preußische Junker auf dem Parkett europäischer Politik teilweise beachtenswerte Elemente eines politischen Realismus. Sie kontrastieren scharf mit der Gehirnlosigkeit von Vertretern des extremen Nicht- und Anti-Realismus, namentlich in der Außenpolitik des preußischen Staates. Liest man die diesbezüglichen Kontroversen heute — 1984 —, so zeigen sie in eindringlicher Weise, daß das eifernde Abschwören vom Realismus in den zwischenstaatlichen Beziehungen unvermeidlich zum Irrationalismus und damit zu Abenteuerium führen muß« (18.10.84).

Der politische Realismus heißt auch 'Bismarckscher Realismus'; schließlich weist Neubert auf den von Wolfgang Ruge, DDR, in einer Erzberger-Biographie verwendeten Begriff des »imperialistischen Realismus« hin, den er »durchaus zutreffend« nennt.

Die Arbeit der Geschichtswissenschaft der DDR setzt nicht nur in den besonderen Fällen historischer Persönlichkeiten neue Akzente. Sie sieht sich vor die Aufgabe gestellt, die historischen Linien erneut aufzuarbeiten. »Aus der Sicht der achtziger Jahre, aus unseren Lebenserfahrungen und Lebensbedürfnissen heraus werden neue Fragen an die Vergangenheit gestellt, aber auch alte Fragen, die uns schon erledigt zu sein schienen, werden neu aufgeworfen«, schrieb Ernst Diehl, Stellvertretender Direktor des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, im Sonntag (11/84). Er empfahl der Disziplin, »glatte Darstellungen« zu vermeiden. Wenn Probleme und Konflikte, die die »Kämpfe der Werktätigen, Aktionen der Partei« bestimmten, übergangen würden, die Geschichtsschreibung mit der Vorstellung der Ergebnisse sich allein begnüge, »beraube sie sich vieler bewußtseinsbildender und erzieherischer Möglichkeiten«.

Die naheliegende, aber unbequeme Erkenntnis meint die oft vereinfachend verkürzte Darstellung sozialistischer Friedenspolitik. Vor der Historikergesellschaft der DDR setzte sich Fritz Klein (Aufgaben der Historiker im Friedenskampf, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 12/84) für eine »Neubewertung« auf dem »Gebiet der Erforschung der Geschichte nicht-sozialistischer Friedenskräfte« ein. »Ohne prinzipielle Unterschiede zu verweisen, sollte die objektive (und häufiger, als bisher geschehen, auch subjektive) Gemeinsamkeit bürgerlicher und sozialistischer Friedenskonzeptionen herausgearbeitet werden«. Wer, fragt Klein, »sind eigentlich, genau

und im einzelnen, die jeweils aggressiven und die weniger aggressiven Kräfte im Lager imperialistischer herrschender Klassen«? — Bismarckscher Realismus.

Ein von der Militärakademie 'Friedrich Engels' in der DDR herausgegebenes Buch, *Die Philosophie des Friedens im Kampf gegen die Ideologie des Krieges*, kommt zum Schluß, daß bei aller theoretischen Notwendigkeit, zwischen Materialismus und Idealismus im Denken über Krieg und Frieden zu unterscheiden, eine solche Abgrenzung heute völlig ungeeignet sei, um die ideologischen Einschnitte zu erfassen, die die Frage Krieg oder Frieden setzt.

Unter Sozialisten ist die Bewertung im einzelnen unterschiedlich und zum Teil strittig. Aber der »Übergang zu einer Politik des Realismus« ist auch in anderen sozialistischen Staaten angesagt, die Außenminister des Warschauer Pakts einigten sich bei ihrer letzten Tagung auf diese Terminologie; vor dem britischen Parlament sprach Michail Gorbatschow von einer »neuen politischen Denkweise«, die das nukleare Zeitalter unvermeidlich diktiert.

Die DDR erweitert also — das ist die Vernunft der Sache — ihr Aktionsfeld friedlicher Koexistenzpolitik. Sie nimmt dabei die vorsozialistische Geschichte nicht mehr ausschließlich als »Erbe« ihrer eigenen, sie nimmt sie auch als politische Erfahrung besonderer Bedingungen deutscher Politik. Bismarcks Überlegungen scheinen darin einen wichtigen Platz einzunehmen.

Das Wort Erich Honeckers von der »Koalition der Vernunft« liest sich wie die Anweisung friedlicher Koexistenzpolitik in Rücksicht auf die Existenz zweier deutscher Staaten. »Sie sind ein Element des Kräftegleichgewichts, wie es sich im Ergebnis des Kriegs und der Nachkriegszeit herausbildete. Insofern sind sie unverzichtbar für eine europäische Friedensordnung« (ND 11.1.85).

II

Betrachtet man den Frieden nicht als endgültigen Zustand oder als Ersatz der Politik, sondern als ihre Fortsetzung mit anderen Mitteln, beläßt es also beim Primat von Politik, müßten die Resultate, die seinem Einsatz folgen, wie beim Krieg Sieg, Niederlage oder die bis zur nächsten Runde als unentschieden bewertete Schlußstellung, das Patt, sein. Daß mit dem Verzicht auf Krieg diese drei elementaren Resultate gesellschaftlicher Auseinandersetzungen aus der Geschichte sich verabschieden könnten, wird niemand angesichts der einander entgegenstehenden Kräfte Kapitalismus und Sozialismus, sich ausschließender Gesellschaftsformationen, annehmen. In der Sprache des Sozialismus heißt der bislang gültige Begriff für das Patt 'Friedliche Koexistenz', in 'westlicher' Sprache 'Entspannung', 'Sicherheitspartnerschaft' und ähnlich. Die Namen sind auf den bereits einmal erreichten Zustand, nicht auf das Prinzip bezogen.

Die Vernünftigkeit des Prinzips, die einander ausschließende, antagonistische Gesellschaften wie BRD und DDR dazu bewegen kann, ohne Verzicht auf ihre je eigenen Interessen in der Hoffnung zu koexistieren, auf diesem Weg dennoch ihre Siege zu erreichen, ist das ideologische Thema der DDR-Historie. In der BRD ist diese Vernünftigkeit noch zu suchen. Ver-

stünde einer der 'Partner' die Friedliche Koexistenz für den anderen als dessen zu quittierende Niederlage, verminderte das die Chancen sehr, ihn in diesen politischen Prozeß zu führen, geschweige denn darin zu halten.

Friedliche Koexistenz unterstellt der dem anderen System jeweils eigenen Vernunft die Chance ihrer Verwirklichung und macht sich dennoch Hoffnung auf die schließlich eigene Überlegenheit. Das historische Subjekt, wenn man so sagen kann, ist politisch nicht links oder rechts auszumachen, es setzt sich aus beiden Seiten zusammen und wäre mit dem Wort Bündnis hilflos, eigentlich falsch bezeichnet.

Der Abschied vom »Bismarckschen Realismus« hat, wie bekannt, in der Annahme, Deutschland sei zur Weltmacht bestimmt, zu zwei Weltkriegen geführt. Von Weltmacht spricht kein Politiker der BRD mehr, vermutlich träumt auch keiner davon, aber beim Abschied von Bismarck ist es geblieben. Alle Bundesregierungen haben die Teilung Deutschlands und Europas in eine kapitalistische und eine sozialistische Region stets verabsolutiert, als sei Europa in zwei Erdteile auseinandergefallen. Die Chiffre Bismarck und andere Chiffren der deutschen Geschichte, die die DDR ins Spiel bringt, weisen nun darauf hin, daß mit der Existenz des Sozialismus nicht automatisch alle politischen Gesetzmäßigkeiten aus der Zeit vor dem Schisma außer Kraft gesetzt sind, daß beide deutsche Staaten in der Mitte Europas auch der alten Rason zu folgen haben. Der zur Staatsrason erhobenen Freundschaft zu den USA (Kohl) steht die Realität gegenüber, daß »die Geschicke der Völker Europas unteilbar sind« (Bismarck/Gorbatschow).

Die Frage ist, wie sich BRD-Interessen und Friedliche Koexistenz miteinander verbinden lassen. Wenn man die aus sozialistischer Perspektive irrationalen Züge kapitalistischer Gesellschaften, also die sie selbst bestimmenden Gesetze etwa der Expansion, Ausbeutung usw. mit militärischer Aggressivität in eins setzt, wäre diese Frage unsinnig. Sie ist nur real, wenn die militärische Aggressivität als eine Besonderheit betrachtet wird. Ihre Wirklichkeit setzte voraus, daß die kapitalistische Rationalität sich mit — an ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit gemessen — irrationalen Annahmen verbindet, etwa den Bismarckschen Realismus in Vergessenheit geraten läßt.

Der neue Schritt des Wettrüstens, die Weltraumrüstung, stimuliert in der Bundesregierung eine Vielzahl alter Irrationalismen dieser Art und entfernt sie von Positionen ihrer eigener koexistenzfähiger Vernunft. Sie unterstellt, eine westliche Weltgemeinschaft habe dauerhafte Realität. Die Bundesregierung scheint anzunehmen, propagiert zumindest, die Interessensunterschiede zwischen kapitalistischen Ländern wären angesichts dieser Gemeinschaftsvision zu vernachlässigen. Die Illusionen, die sie damit verbreitet, projizieren ein Bild vermeintlicher Kraft, zu der die BRD in und mit dieser Gemeinschaft fähig sei. Erst die Illusion dieser Kraft oder Stärke ist geeignet, relativ alltägliche Überheblichkeiten wie etwa die Schlesischen Zukunftsbilder mit wirklicher Aggressivität aufzuladen.

Die Bundesregierung betrachtet noch immer den Antisozialismus, den sie mit Regierungen anderer kapitalistischer Staaten gemeinsam vertritt, als übereinstimmendes Streben nach einem wiedervereinigten Deutschland. Auch das ist eine Illusion, auf die der italienische Außenminister Andreotti zuletzt aufmerksam machte. Und auch diese Illusion macht die für sich harmlose, wenn auch unangenehme Überheblichkeit vieler Westdeutscher

erst aggressiv. Die Politik der Bundesregierung täuscht die Bevölkerung über die tatsächliche Lage der Dritten Welt. Sie verbreitet die Vorstellung, Modifikationen genügten, um die Spannungen zu beruhigen, eine Minderheit Weißer werde die Mehrheit Farbiger quasi ewig beherrschen können, 200 Millionen Araber ließen sich ewig von 2 Millionen Israelis in Schach halten usw. Auch diese Illusion gibt der BRD eine eingebildete Potenz.

Die Bundesregierung verdrängt die historischen Erfahrungen anderer Völker mit dem Faschismus. Sie stützt die Landsergeschichten über die Sowjetunion und fördert damit nicht nur Ablehnungen des Sozialismus, wie es im Rahmen ihrer Interessen Vernunft hat, sondern verbreitet über die angebliche Labilität des Sozialismus Illusionen, die aggressive Ausdrucksformen suchen. Solche und viele weitere Prämissen der Politik oder nur ihrer Ideologie sind irrational gemessen an den Interessen der BRD, nicht an sozialistischen Maßstäben. Sie behindern die Ausgangspositionen Friedlicher Koexistenz.

Bismarck auf dem Alexanderplatz oder sonstwo in der Nähe anderer Denkmäler Preußens in der DDR ließe sich, denn so nahe steht er auch mit seinem Realitätssinn dem Sozialismus nicht, vermeiden, wenn die BRD fähig wäre, ihn historisch zu verarbeiten. Also wieder Gerd Fuchs' Frage: Wo sind die Koalitionen zur Verteidigung des Worts Vernunft?

25. Parteitag der KPF, Febr. 85:

Müssen wir Kommunisten die Hauptgründe für die augenblickliche Situation bei unserem Verhalten suchen? Die Antwort des Resolutionsentwurfs, den wir dem Parteitag zur Zustimmung vorlegen, heißt: nein.

Georges Marchais

Ich sehe nicht, was er damit sagen will — oder vielmehr, ich sehe es sehr gut. Ich spüre hinter der Intervention Pierre Juquins die Idee des Zweifels, und Zweifel müssen bekämpft werden.

Ein Delegierter

Wir haben beschlossen, daß ein Kommunist, wenn er es wünscht, seine Meinung behalten und sie in seiner Parteizelle oder in den anderen Organen der Partei, denen er angehört, vertreten darf.

Georges Marchais

Agnes Hübner

Rüstungswahnsinn

»Gib der Frau doch die Hand.« Das Nachbarskind denkt nicht daran, es ist noch zu klein. Ich weiß natürlich, was sich gehört: Ich verabscheue den Mord an Ernst Zimmermann.

Können wir jetzt darüber reden? Man schweigt. Aber bitte, wirklich, ich verabscheue. Sogar das Bundeskriminalamt hat mich bestätigt, »...dementierte Vermutungen, daß sich die neue Terroristengeneration aus enttäuschten Pazifistengruppen rekrutiere«. Man schüttelt den Kopf. Man ist völlig unverdächtig, aber man distanziert sich. Man weiß, aber man will nichts davon wissen.

Fakt ist: Seit rund drei Monaten werden Sprengstoffanschläge auf militärische Einrichtungen verübt; der Industrielle Ernst Zimmermann wurde ermordet. Die Linke schweigt. Darüber spricht man nicht.

Die Rechte weiß, wovon sie redet: »Wir alle stehen fassungslos vor einer verqueren ideologischen Argumentation und der brutalen Konsequenz ihrer Umsetzung. In der Anmaßung und Perversität dieses Handelns zeigt sich die vollständige Umkehrung aller Werte, ja die Negierung aller Grundlagen für eine menschliche Gesellschaft«. Bundesinnenminister Zimmermann benutzt das Vokabular der Friedensbewegung.

Seine Formulierung trifft auf die Stationierung der Mittelstreckenraketen zu. Wer den Atomkrieg als eine Möglichkeit seiner Politik einplant, hat tatsächlich perverse Vorstellungen von menschlicher Gesellschaft. Der Begriff 'Rüstungswahnsinn' meint das.

Die sprachliche Unschärfe der Friedensbewegung ist sachlich begründet. Die Vorstellung eines Atomkriegs ist dermaßen widernatürlich, daß die Vernunft vor ihr versagen will. Eher spricht es für den gesunden Menschenverstand, daß man den Weltuntergang datiert auf

den 30. Mai, im Karneval besingt. »Um zwölf Uhr steh'n die Toten auf« war unser liebstes Kinderspiel.

Dem Dilemma entzog man sich durch Ausschmücken: 'Rüstungswahnsinn', '5 vor 12', 'Weltuntergang'. Apocalypse now. »Wenn mir nur gruselte! Wenn mir nur gruselte!«

Der Mord an einem Rüstungsindustriellen verliert seine Sinnlosigkeit in einer wahnsinnigen Welt.

Wenn Bundesinnenminister Zimmermann in Zusammenhang mit dem Terrorismus von »Umkehrung aller Werte« spricht, kann man das mit seinem Interesse an einer Verschärfung des Demonstrationsrechts erklären. Daß die Linke über den Terrorismus zu sprechen sich außer Stande sieht, zeugt von wenig Eigeninteresse.

Die Zufriedenheit darüber, anders als im Herbst 77 nicht in Verbindung mit Terroristen gebracht zu werden, ist dumm, und trügerisch. Es gibt kein Stillhalteabkommen in Sachen Abrüstung. Schon haben Späth und Strauß bei der Trauerfeier für Ernst Zimmermann in München vom »Irrweg des Protestes« gesprochen. Die Diskussion des Terrorismus böte der Friedensbewegung Gelegenheit, über den Anteil der Vernunft für das Gelingen ihrer Ziele zu sprechen.

Im Märchen »Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen« versagen Gespenst, Galgen und schreckliche Geister. Das Fürchten lernt der Junge durch kaltes Wasser und glitschige Fische. Realismus ist auch eine politische Kategorie. Sie der Dankbarkeit opfern, an der Trauerfeier für Ernst Zimmermann teilnehmen zu dürfen — »Vielmehr sind alle aufgefordert, ein Bündnis der Menschlichkeit gegen den Terrorismus zu bilden« (der Bundesinnenminister) — trägt nicht weit.

Karl Pawek

Yankees raus!

Nicht erst seit Ronald Reagan erweist sich die »Number One World Power« USA als Feind politischer Freiheit, der Menschenwürde, ja der Menschheit. Geboren aus dem Widerstand gegen Feudalismus, gegen die Ausbeutung unterdrückter und ausgepowerter Landarbeiter, verachteter Minderheiten Europas, gegen Konvention und Rassismus, ist heute dieses unermesslich reiche und schöne Land bereit, seinem drohenden politischen und ökonomischen Niedergang mit einer atomaren Vernichtung der gesamten Welt zuvorzukommen. Die Freiheit der Siedler, die sich später Amerikaner nannten, gründete sich von Anfang an auf Landraub und Totschlag. Diese Freiheit war und blieb zwiespältig. Sie bedeutete eine historisch fortschrittliche Befreiung von inhumanen, ökonomisch wie technologisch überholten Werten des Standes, der angeblich gottgewollten Ordnung, und setzte ungeheure Produktivkräfte frei, die sich aller Konsumkritik und Relativierung des technischen Fortschritts zum Trotz als Segen für die Menschheit erwiesen haben. Zugleich aber und als ihre eigene Voraussetzung war sie auch und zuallererst die Freiheit des schrankenlosen Profits.

Die Landnahme, zunächst in der Besiedlung durch Einwanderer, dann im Kauf der umliegenden Territorien durch den jungen Staat (Louisiana 1803, Florida 1819, Kalifornien und Neu Mexiko 1848, Arizona 1853), wurde abgelöst durch ein sehr viel billigeres und lange Zeit effektiveres System der wirtschaftlichen Abhängigmachung formal souveräner Nationen. Ungeheure Kapitalmengen, die weniger aus pietistischer Arbeits- und Sparmoral als aus überlegenen Produktionsmethoden stammten, drangen nach Mittel- und Südamerika, nach Asien und Europa

vor. Ihrem Schutz, nicht etwa der Verteidigung irgendwelcher demokratischer Essentials, dienten die amerikanischen Truppen in aller Welt. Niemand sagte es treffender als 1971 der amerikanische Außenminister William P. Rogers: »Dies ist eine Business-Regierung, und ihr Business ist es, das amerikanische Business zu schützen.«

Die Geschichte Lateinamerikas seit dem 19. Jahrhundert ist eine Geschichte der US-amerikanischen Interventionen (1850-1900: 8, 1900-1950: 17, seit 1950: 6; nach C. Neale Ronning und Frank Niess). Welche Freiheitsrechte dabei auch immer als Vorwand gedient haben mögen, so war es doch immer allein die Freiheit des Profits, die überall in der Welt mit US-amerikanischen Waffen durch US-amerikanische Soldaten oder Söldner erzwungen werden sollte. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges waren US-Truppen in 56 Ländern auf allen Kontinenten stationiert, und noch heute befinden sich 43 Prozent aller US-Soldaten außerhalb ihres Landes. Ihre Aufgabe ist es, die privaten direkten Kapitalanlagen der Vereinigten Staaten im Ausland, also einen Besitz im Gesamtwert von 221 343 000 000 US-Dollar zu schützen.

In diesem Zusammenhang ist es durchaus nützlich, die Höhe der US-amerikanischen Investitionen in den fünf Kontinenten zu vergleichen (Afrika 7,6 Mrd., Australien und Ozeanien 9,3 Mrd., Asien 21,9 Mrd., Mittel- und Südamerika 33 Mrd., Kanada 44,5 Mrd., Europa 99,8 Mrd.), um die Interventionsbereitschaft der US-Business-Regierungen nüchtern einschätzen zu können. Die BRD liegt dabei in der Nationenwertung nach Kanada und Großbritannien mit fast 16 Mrd. US-Dollar an dritter Stelle. In diesem unserem Land haben US-amerikanische Anleger

ungefähr so viel Kapital investiert wie zusammengezählt in Kolumbien, Mexiko, Panama und Venezuela. Wegen sehr viel niedrigerer Summen ließ die US-amerikanische Administration Regierungen stürzen, einsetzen, austauschen, ihre Soldaten in souveräne Staaten einfallen. Bei uns freilich stehen sie bereits.

Die Entstehungsgeschichte der USA ließ nur folgerichtig die ökonomische Freiheit, die gewiß ein bedeutender Fortschritt war im 19. Jahrhundert, zur einzigen Staatsphilosophie dieser Großmacht werden, denn alle anderen Prämissen (republikanische Staatsordnung, Überwindung der ständischen Beschränkungen, Abschaffung zahlreicher gesellschaftlicher und kultureller Privilegien) erwiesen sich nur als deren Voraussetzung. Amerikanische Freiheit bedeutet daher nie die Freiheit des Andersdenkenden, sondern ist immer nur die Freiheit jedes Einzelnen, überall und immer Gewinne zu machen. Der immense ökonomische Erfolg läßt auch heute noch — in der Niedergangsphase — die meisten Amerikaner an die zeit- und grenzenlose Gültigkeit dieser sehr einfachen Staatsphilosophie glauben. Daher wäre es gefährlich, den US-amerikanischen Kapitalismus auf die Profitgier einiger Bosse und Manager beschränkt zu sehen, denn deren Ideologie (einschließlich ihrer Konsequenz des militärischen Schutzes von Eigentum bis hin zur Intervention) wird von der sehr großen Mehrheit aller US-Amerikaner geteilt.

Weit weniger rational verhalten wir uns selbst. Denn während wir in der BRD mit Empörung den Aufmarsch US-amerikanischer Truppen bzw. deren Verstärkung in den Nachbarländern Nicaraguas kommentieren, deren Präsenz in El Salvador, Honduras, Guatemala als Bedrohung empfinden, akzeptieren wir fast widerspruchslos die Anwesenheit sehr viel stärkerer US-Truppenverbände im eigenen Land, deren Unterhalt von uns bezahlt wird, die

auf unserem Territorium nach ihrem Belieben Waffen lagern, die sich einen Dreck kümmern um unsere Souveränität. So ist zwar nach unserem Grundgesetz die Todesstrafe abgeschafft, aber US-amerikanische Gerichte können ganz selbstverständlich für Verbrechen amerikanischer Soldaten, die auf deutschem Boden begangen wurden, in der Bundesrepublik die Todesstrafe verhängen.

US-Behörden entscheiden, mit wem die BRD in welchen Bereichen Handel treiben darf. US-Behörden bestimmen den außenpolitischen Spielraum deutscher Bundesregierungen. Letztlich sind auch keine innenpolitisch einschneidenden Entscheidungen durchsetzbar in diesem Land, die nicht von der US-Administration gebilligt wären. Wir leben in einem besetzten Land. Da wir diese Tatsache permanent verdrängen, schenken wir zwecks Stabilisierung unseres Selbstwertgefühls unsere Sympathie den Guerilleros in Südamerika, die US-amerikanische Militärs oder deren Stellvertreter angreifen. Geradezu als peinlich hingegen empfinden wir Anschläge westdeutscher Desperados auf amerikanische Militäreinrichtungen in unserem Land.

Wir zeigen linke Gesinnung, doch unser Widerstand soll kalkulierbar billig bleiben. Linke Hochschullehrer wettern so entschieden gegen den Imperialismus, daß der Pensionsanspruch gerade noch gewahrt werden kann. Studenten empört vieles, am meisten die Kürzung des BAFÖGs. Die Qualität unseres Widerstandes ist daher so, wie sie bei einem Widerstand zum Nulltarif nur sein kann: eine quantité négligeable.

Solidarität, antiimperialistischer Kampf müßte heißen, die Profiterwartung des US-Kapitals im eigenen Land zu beschränken. Nur wenn es gelänge, die Vereinigten Staaten von Amerika wirtschaftlich zu schwächen, sie auch in ihre ökonomischen Grenzen zu verweisen, könnte ihre Ideologie, ihr Sen-

dungsbewußtsein untergraben werden bis zum Zusammenbruch (wobei freilich jederzeit mit einem Kamikazeakt des Kapitals gerechnet werden muß). Jede Enteignung in einem der Länder des Südens, jede Unabhängigkeitsbewegung bedeutet für die USA eine schmerzliche Reduzierung ihres wirtschaftlichen Potentials. Fatal wäre es nun, würden wir Europäer ähnlich wie die Yankees, die ihre Kriege häufig durch Stellvertreter führen lassen, unseren Widerstand ebenfalls stellvertretend durch die Menschen des Südens vollbringen lassen. Wer heißen Herzens und in Solidaritätsspendenlaune voller Sympathie z. B. den Kampf des nicaraguanischen Volkes gegen den »Koloß im Norden« (so der Titel einer profunden Analyse der amerikanischen Außenpolitik von Frank Niess) verfolgt, übersieht leicht, daß wir durch unseren Konsum amerikanischer Waren, durch unsere Arbeitskraft für amerikanische Konzerne, durch unsere Finanzierung amerikanischer Eingreiftruppen dem Aggressor mehr Unterstützung zuteil werden lassen als seinem Opfer.

Dabei wäre es nicht schwierig, sehr viel einfacher jedenfalls als die Erzwingung des Sozialismus, in der BRD einen latent vorhandenen Antiamerikanismus wirksam werden zu lassen. Strauß hat die Gefahr häufig beschworen, und auch Sozialdemokraten wie Volker Hauff (1980) graut vor der Möglichkeit: »Wenn einer aus den etablierten Parteien jetzt gegen die USA stänkert, kriegen wir einen massiven Antiamerikanismus bei 70 Prozent der Bevölkerung. Da braut sich ein explosives Gemisch zusammen — ein Streichholz genügt, und es geht hoch.« Freilich täten gerade Linke gut daran, sich die Geister, die sie vielleicht rufen wollen, zunächst ein wenig genauer anzusehen.

Denn der Kern des gewöhnlichen Antiamerikanismus ist reaktionär. Das europäische (Bildungs-)Bürgertum, dessen Ideologie im bei uns einzig wesentlichen Akt der Demokratisierung Volks-

eigentum wurde, hat die Amerikaner nicht weniger verachtet als jene, die in die Neue Welt auswanderten: den Pöbel, die Armen, einige Demokraten. So beschrieb es Eigenschaften der Amerikaner ganz abendlandzentrisch mit Wörtern, deren Endsilbe -los Defizite benennen sollen: Die Amerikaner seien kulturlos, geschichtslos, wurzellos, rastlos, maßlos, fühllos, bindingslos etc. Im ganzen 19. Jahrhundert galt Amerika als »Latrine Europas«. Ferdinand Kürnberger sprach 1855 von einer »transatlantischen Entartung der Rassen«. Der Reichsführer SS forderte 1942 (in dem Buch »Amerikanismus — eine Weltgefahr«), dem »alles einebnenden und verflachenden Amerikanismus« entgegenzutreten. Adolf Hitler war überzeugt, ein Deutscher bleibe in Kiew ein Deutscher, in Miami werde er zum dekadenten Amerikaner. Arthur Holitscher, ein Vorfahre der Grünen, fürchtete 1913, die Lifte in den amerikanischen Wolkenkratzern würden den nationalen Kretin erzeugen, denn das fortgesetzte Auf- und Abfahren sei von der Schöpfung nicht vorgesehen. Und schon 1832 hat Lenau lange vor Mac Donald aus Amerika berichtet: »Da erschallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den anderen an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin und eilt davon, Dollars zu verdienen.« Zwar geht es in bundesdeutschen Kantinen und Imbißstuben kaum anders zu, doch im eigenen Land sorgt sich die linke Bourgeoisie erst um die Eßkultur, seit amerikanische Imbißketten auch hier ihre Läden eröffnet haben. Und wie jeder BILD-Leser weiß, daß es sich in Türkenvierteln gefährlicher lebt als an der Parkallee, lauert für den deutschen Biedermann an jeder Straßenecke New Yorks das Verbrechen, wie es schon vor über hundert Jahren in der »Berliner Illustrierten Zeitung« zu lesen war: »Armut und Verbrechen gibt es in allen

Weltstädten, nirgends aber in dem Ausmaß wie in New York City.« Was Wunder bei dieser Mischpoke, die dort haust.

Vor der Reeducation nach 1945 warnte Fritz Greiner: Der Deutsche solle zum Heloten umerzogen, »in seiner Seele vergiftet und dem Vaterland entwurzelt« werden. Auf den bildungsbürgerlichen Punkt schließlich brachte Oswald Spengler das Problem, wenn er klischeeprägend feststellte, das Leben in Amerika »entbehrt der Tiefe«.

Dieser Antianquismus aus einem Gefühl kultureller Überlegenheit beruht auf tradierten abendländischen Wertvorstellungen. So wird noch immer behauptet, Amerikaner hätten keine Musik komponiert wie Bach, Mozart, Beethoven, Amerikaner schrieben keine oder doch fast keine guten Romane, Amerikas Maler könnten sich kaum an der europäischen Malerelite messen. Dies alles mag zutreffen, besagt aber nichts anderes, als daß amerikanische Kultur gemessen am europäischen Maßstab zweit- oder gar drittklassig ist. Doch wenn der Maßstab, was keinesfalls ausgeschlossen werden darf, antiquiert, überholt ist, wenn also das europäische Kulturverständnis auf längst überwundenen oder zerstörten gesellschaftlichen Verhältnissen basiert, ist das Urteil nur mehr lächerlich. Wer die US-amerikanische Comic-, Pop- und Effektivitätskultur beklagt, beklagt letztlich nur den Lauf der Zeit, die Veränderung der Verhältnisse.

Simone de Beauvoir, die ansonsten viel Kluges geschrieben hat, bemerkte 1950: »Was mir sofort in Amerika auffiel: Männer und Frauen lieben sich nicht.« Die Beobachtung ist richtig, nur: Warum müssen sich Frauen und Männer lieben? Sich in Abhängigkeit begeben? Zittern vor Hoffnung, zerschmelzen im Glück? Rasen vor Eifersucht? Meineide schwören, händchenhaltend himmelhochjauchzend zu Tode betrübt sein? Reichen nicht Solidarität mit dem anderen Menschen und eine

befriedigende Sexualität aus? Gibt es denn nur eine spätbürgerliche Liebe? Längst noch nicht haben die Amerikaner das Problem Sexualität in den Griff bekommen, aber sie haben wenigstens damit begonnen, die physiologischen Bedingungen der Sexualität zu untersuchen. Sie messen, während bei uns spekuliert, häufiger nur geschwätzt wird, und ihre Messungen trugen viel dazu bei, uns selbst, unseren Körper und seine Bedürfnisse besser zu verstehen. Wer entsprechend den biologischen Erkenntnissen effektiv, also für beide Partner befriedigend vögelt, statt Sexualität als einen Appendix der Liebe zu überhöhen, um sie dann doch nur nach simplen Benutzungskriterien zu praktizieren, verstößt gegen unsere Ethik und darf sich folglich auch nicht wundern, wenn ihn das höhere Schicksal mit AIDS strafft. Ein derartig arroganter, weil abendlandzentrischer Antianquismus ist nicht in der Lage, das Andere als nur anders zu begreifen, um es aus sich heraus verstehen zu können. Dieser Antianquismus, wie er früher nur unter Intellektuellen, Künstlern und Großbourgeois verbreitet war, ist heute Allgemeingut, sieht man von wenigen Jugendlichen ab, die aus unserer Kultur ausgestiegen sind und unbewußt amerikanische Lebensformen übernommen haben. Seine Attraktivität liegt in seiner Kompensationsfunktion. Er erlaubt uns ökonomisch minderwertigen Europäern, wenigstens ein Gefühl kultureller Überlegenheit zu bewahren — eine in der Geschichte selbstverständlich zukunftslose Haltung.

Da sich ein politischer Antianquismus, also ein Antikapitalismus, Antimperialismus verbietet, weil er an die Wurzeln unseres eigenen kapitalistischen, imperialistischen Seins gehen würde, ist nur ein nationales kapitalistisches Konkurrenzverhältnis in Verbindung mit dem kulturellen Überlegenheitsgefühl agitatorisch nutzbar. Das Risiko einer solchen den braunen Morder aufwühlenden Strategie ist kaum

abschätzbar, dürfte aber nicht größer sein als das Risiko, Seit' an Seit' und festgebunden mit dem amerikanischen Bündnispartner in dessen wohl unausweichlichen Verzweiflungskampf hineingestürzt zu werden. Wenn aber der Antianquismus, und sei es in seiner beschriebenen widerlich arroganten Form, dazu dienen kann, die US-amerikanische Wirtschaft (durch Boykott), die amerikanische Militärmacht (durch einen NATO-Austritt) zu schwächen, so ist dies die vorläufig einzige Möglichkeit, der Existenz dieser BRD einen fortschrittlichen, den gesellschaftlichen Fortschritt in der Welt ermöglichenden Sinn zu geben.

»Yankees raus« lautet die Forderung Hunderter Millionen ausgebeuteter,

benutzter Menschen überall in der westlichen Welt. Viele von uns haben sie geteilt, als es um Vietnam, Grenada, Nicaragua ging. Warum sollte sie keine Gültigkeit haben für die BRD? Oder ist unsere Angst, auch die Angst der Linken vor dem Kommunismus größer als unser Verlangen nach Unabhängigkeit, nach einem menschenwürdigen Leben für alle? Oder ist es gar die Angst vor uns selbst, vor einem zügellosen deutschen Nationalismus, der uns herzliche Antimperialisten an die Schutzmacht USA bindet? In beiden Fällen würden wir uns jeglichen politischen Handlungsspielraums berauben, würden wir politisch abdanken auf lange Zeit. Seit bald vier Jahrzehnten beschreibt diese Konsequenz unseren Zustand.

Nicht den Grünen gehört die Zukunft, aber dem Grün. Ich jedenfalls bin Optimist und glaube, daß alles besser wird, wächst erst Gras über die Geschichte.

Karlheinz Deschner

Till Bruttel

Ein Dorf in dieser Welt

Einsichten

Sardinien liegt verloren zwischen Europa und Afrika, keinem zugehörig und niemals ein Teil von einem oder anderem... Von Zeit und Geschichte ausgelassen.
D. H. Lawrence

»Vor wenigen Jahren galt Sardinien als Paradies der Jäger und der Fischer, als ein von der Sonne ausgebranntes Land, wo es außer den Nuraghen, Räubern und Banditen, Wildschweinen und unzähligen Schafen nichts Interessanteres mehr gäbe als eine schöne Küstenlandschaft.« (Polyglott-Reiseführer Sardinien, München, Auflage 1980/81, S. 3) Das Früher scheint ein Ende genommen zu haben. Sardinien faszinierte mich, gestattete mir aber kein Eintauchen in eine »ursprüngliche Mentalität«. Es blieb mir fremd, doch vieles kam mir sehr bekannt vor.

Eine Familie und ein Dorf gewähren mir vier Monate im Jahre 1983 Einsichten in ihr Leben. Sie haben »Umgangsformen«, denen man sich unterwerfen muß. Ich befinde mich als Fremder unter ihnen, nicht als Tourist, aber Fremder und Eingeweihter zugleich. Es werden mir Familienintimitäten mitgeteilt, die man sich im allgemeinen untereinander nicht erzählt. Solche Zusammenkünfte verlasse ich oft gerädert, denn das Wissen von solchen Konflikten verpflichtet und erhöht die Kontrolle, unter die man gerät. Es kann soweit gehen, daß man bestimmte Personen und Familien hinterher meiden muß.

Das Dorf übt auch als Ganzes eine Kontrolle aus. Die Regeln stellen sie auf. Zum Teil kommen sie aus ihren Traditionen, zum andern Teil kommen sie aus ihren Erfahrungen als Arbeitsemigranten. Man könnte sagen, sie sind modifiziert und auf dem neuesten Stand. Man hat keine Narrenfreiheit. Große Fehler, aber auch kleine gehen auf das Konto des Hausherrn. Die Fehler bleiben seine, verbale Entschuldigungen bleiben ohne Folgen. Die Dorfbewohner sind freundlich, aber geben mir deutlich zu verstehen, daß ich bei ihnen Gast bin, und daß ich mich in ihrem Zuhause bewege. Sie leisten sich, unfreundlich zu sein oder zu schweigen. Sie geben mir auf alle mögliche Arten zu verstehen, was sie von mir erwarten. Der Umgang mit einer fremden Frau, die sich als Gast versteht, ist sehr formal und zurückhaltend. Es werden Komplimente gemacht, aber das Verstehen und Machen will gelernt sein. Es ist eine sehr heikle Angelegenheit. Sie müssen ein bestimmtes Maß haben, zum richtigen Zeitpunkt erfolgen. Komplimente sind falsch, wenn sie das vorher Gesagte nicht berücksichtigen, sie können als Beleidigung verstanden werden.

Zum Fremden im Innern heißt es immer: Du mußt! Die eigenen Launen sind unwichtig. Die Gastgeber verlangen vom Gast, daß er Lebenslust zeigt.

Eine andere Situation verlangt, daß der Gast sich unumwunden freut und lacht. Es muß auch echt klingen. Falsche Klänge werden registriert und auf das Konto gebucht.

Als Gast hat man dem Gastgeber Ehre zu erweisen und seine innerhalb des Dorfes zu mehren. Sie ist ein verletzliches Ding. Sorgfältige Beachtung der Regeln um die Ehre und der respektvolle Umgang miteinander sind lebenswichtig. Damit verhindert man den unvermittelten Ausbruch von Gewalt.

Die Dorfbewohner haben ein sehr sensibles System, mit dem sie erste Anzeichen von Konflikten erkennen. Zur Regulierung reichen oft Blicke und Gesten. Das Ehrgefühl fordert, daß man sich nie und nirgends gehen läßt. Jeder möchte und muß vor jedem etwas verbergen, jeder könnte für den anderen Richter oder Ankläger sein. Diese Angewohnheit wird auch in Weinrunden nicht aufgegeben. Die Gefahr eines Konflikts nimmt zu, man lacht, scherzt, redet laut durcheinander, das schwimmt alles auf einer körperlichen Spannung. Die gute Absicht, nichts zu sagen, reicht nicht aus. Die Frage: Wer weiß etwas? hat die Antwort: Niemand weiß was — und wer was weiß, weiß nichts. Das ist wörtlich zu nehmen. Deutlicher wird es, wenn man sagt: Wer etwas weiß — weiß nichts, denn es gibt keinen Konflikt, den man isoliert betrachten könnte. Sie hängen alle zusammen. Die staatliche Ordnungsmacht wird nicht bei allen Konflikten hinzugezogen. Sie entscheiden von Fall zu Fall. Sie handeln selbst verantwortlich.

1. Barbara und Luigi

Barbara war draußen zehn Jahre. Diese zehn Jahre sind eine fast stumme Zeitspanne in ihr. Luigi war länger draußen. Er erzählt mehr Geschichten aus dieser Zeit, was er gesehen hat, was er gemacht hat, wie er gekocht hat für seine vier Stubenkollegen.

Barbara erzählt von den Dienstmädchen, die in den städtischen Haushalten auf Sardinien, Italien und in der Schweiz arbeiten. Sie sparen sich Geld, indem sie sich keine Wohnung oder ein Zimmer leisten, sie brauchen nur einen Schlafplatz. So hat sie auch ihre Zeit als junge Frau verbracht. Heute ist sie 54 Jahre alt, sie hat mit 33 Jahren geheiratet. Pino wurde dann geboren, er blieb bei ihrer Mutter. Mit 42 Jahren bekam sie Augusto, im selben Jahr war auch das Haus fertig. Seit dieser Zeit fühlt sie sich immer allein. Es sieht ihr so aus, als ob nur das Haus für sie wichtig war. Luigi hat auch dafür gearbeitet und gespart. Barbara würde wieder so wählen, wenn sie könnte oder müßte. Sie hat kein anderes Lebenskonzept, mit dem Erleiden des alten ist noch kein neues Konzept entstanden. Sie fragt mich, aber ich weiß keinen Vorschlag. Meine Art zu leben ist für sie keine Alternative. Vielleicht bin ich im Nachhinein mit meinem Leben zufrieden, weil meine Nachbereitung zufriedenstellend ausfällt. Sie findet das Leben melancholisch.

Ein immer wiederkehrendes Thema von Barbara ist ihre Einsamkeit und ihr Alleinsein. Die Männer sind immer unterwegs. Darüber ist sie froh und traurig. Sie kommen zurück und erzählen wenig, sie haben wahrscheinlich auch nichts erlebt. Draußen ist wie Drinnen, ereignislos. Jeder erwartet von

anderen die Erlösung aus dem Ereignislosen. Für die Frauen hat sich die Lage verschärft. Sie wohnen fast alle allein in einem Haus, und das ist auch ihr Wunsch. Die Töchter, wenn sie jung sind, streben und träumen vielleicht von etwas anderem und haben keinen Sinn für die Melancholie ihrer Mütter. Wahrscheinlich kommen sie in dieselbe Situation. Die Frauen, wenn sie stark sind, treiben die Männer an den Fernseher, sie finden es moderner, kulturvoller, zu Hause zu sitzen als in der Bar. Besonders die aufgeklärten Paare, die eine fortschrittliche Ehe führen wollen, richten sich häuslich und als Vorbild ein. Sie belächeln die Tölpel in der Bar.

Die Leute haben das Gefühl, in eine Falle gelaufen zu sein. Barbara kommt immer wieder auf diesen Punkt zu sprechen, wie soll man leben. Sie würde wieder so wählen. Aber — als sie so wählte, hatte sie keine Vorstellung, was sie gewählt hatte. Früher hatte sie keine Zeit aufzusehen, »jetzt habe ich Zeit, aber ich weiß nicht wohin. Meine Mutter hatte nur Arbeit und kein Vergnügen. Ich habe jetzt keine Arbeit und kein Vergnügen.« Wenn man Zeit hat, ist man nicht unbedingt vergnügt, oder weiß, wie man sich vergnügen soll. Nur das eine ist ihr klar, und sie betont es immer wieder: Vergnügen ist außerhalb ihres Hauses. Am Sonntag ins Kino gehen, Schaufenster angucken, Eis oder Pizza essen, oder einfach nur spazierengehen in einem Park. Zuhause kann man sich nicht vergnügen.

Barbara: In der Emigration kauft man sich nichts, man lebt aus dem Koffer, man müßte es auch von Unterkunft zu Unterkunft schleppen. Sich in der Fremde wohlfühlen, ist für sie so etwas wie Verrat am Vorhaben. Sie fühlte sich in der Schweiz wohl, das war ihr etwas unheimlich. Die Schweiz, damit meint sie den Ort, an dem sie arbeitete — hätte sie fast verführen können. Rom nicht! Warum? Ja, die Ruhe!

Wenn man sich Sachen kauft für das Leben in der Emigration, gibt man auf. Dann muß man auch am dortigen Leben teilnehmen. Es ist keine Wahl. Das Festhalten am Zuhause ist auch eine Entscheidung gegen die anderen, mit denen man zusammenarbeitet. Man will so klein wie möglich leben. Eines Tages wird es besser werden, zuhause. Dort werde ich für mich arbeiten und mir ein Haus bauen. Das war ihr Tag- und Nachttraum. Jetzt ist sie am Ende ihres Traumes und sieht, wie ihr die Söhne aus dem Ruder laufen, wie sie allein zuhause bleibt. Jetzt träumt sie von einem großen Kamin, an dem sie sitzen kann mit anderen, an dem sie Wäsche trocknen kann und Holz, der Platz hat für ihre Lebenswünsche. Das wird wie im Paradies sein.

Luigi unterscheidet nicht zwischen Gut und Böse. Er möchte wissen, ob etwas den Menschen nützt. Das heißt seinesgleichen. Luigi hat schon an mehreren Leben teilgenommen. Er war in den Metropolen und kennt ihre Produkte, wo und wie sie hergestellt werden. Er kennt ihren Gebrauch und ihren Nutzen. Sie haben ihn auch begehrt gemacht. Luigi bewundert sehr den Schuster, der die Schuhe für Herrn Andreotti anfertigt. Sein Modell drückt nämlich überall. Aber Luigi bezieht sein Selbstbewußtsein nicht aus Gerätschaften, die ihn ausweisen als Teilnehmer an der modernen Zeit, sondern aus dem Verzichten-können auf sie. Er bespöttelt seine Söhne, die alle Dinge, die in den Metropolen gemacht werden, für vollkommen ansehen. Die eigenen schönen gelockten schwarzen Haare werden zur schwarzen Perücke umgearbeitet. Luigi will nicht, daß die Erzeugnisse aus den

Metropolen ungeprüft sein Leben bestimmen, es einschränken, und daß es immer an ihnen gemessen wird. Er will nicht Produkt sein. Er will wählen können und nicht müssen.

Wenn er sich so verhält, finde ich ihn anmaßend, aber gleichzeitig bescheiden. Anmaßend, er lehnt sich gegen eine Welt auf — und wer ist er schon? Ein Tagelöhner mit zeretzter Lunge und saurem Magen. Bescheiden, weil ich ihn nie mit neidischen Augen sehe. (Erdbeben in der Türkei: Die Armen haben alles verloren. Er sieht es im Fernsehen und kommentiert. Viel war es nicht, was sie verloren haben, aber man muß bedenken, es war alles.)

Luigi ist Gelegenheitsarbeiter. Das ist nicht nur eine Bezeichnung für einen, der manchmal Arbeit hat, es sind Menschen, die ein ganz bestimmtes Lebenskonzept haben. Er lebt in einer Gesellschaft, die zu wenig Arbeit hat, die bezahlt wird. Er hat keine Spezialität, er muß für alles verwendbar sein und ohne materiellen Rückhalt. Sie kaufen nur ein für einen Tag, treiben keine Vorratswirtschaft, sie betreiben keine kleine Wirtschaft nebenher, das würde sie auch unbrauchbar machen. Wird ihnen Arbeit angeboten, müssen sie annehmen können ohne Rückfrage, ohne Einschränkung. Sie müssen Gelegenheiten wahrnehmen können, anpaßbar sein und flexibel, aber auch selbstbewußt und sich vieles zutrauend.

Zurückhaltend und auftrumpfend, denn jeder hat noch viele Mitbewerber. Unterliegt er in der Werbung, scheitert er also, so muß er sie morgen wieder aufnehmen oder gleich darauf. Was ist ein Gelegenheitsarbeiter? Sich immer anbieten. Das Angebot wird nicht immer angenommen, sondern gelegentlich. Ablehnung muß er wegstecken, Annahme bringt nicht Anerkennung, sondern nur Arbeit für einen Tag. Ich bin ersetzbar, damit muß er immer fertig werden. Dieser Akt ist nie zu Ende, er findet täglich statt. Es gibt keine Entwicklung, es gibt kein Hintereinander, sondern eine Aneinanderreihung von Gleichem. Es ist kein Prozeß, sondern ein Zustand. Ein Gelegenheitsarbeiter ist heute etwas anderes als vor hundert Jahren, denn er vergleicht sich mit den Industriearbeitern, und er wird mit ihnen verglichen. Er schämt sich oder wird beschämt in diesem Vergleich. Er ist Arbeiter für alle Gelegenheiten, er ist einer, der Zeit hat. Er hat Zeit, aber er lebt nicht in ihr, er kann nichts mit seiner Zeit anfangen. Es ist offene Zeit, erst wenn sie gefragt ist, ist sie eine Größe, dann aber wird über sie verfügt. Luigi und Barbara können nichts dagegen tun. Als sie noch das Haus als Ziel hatten, da waren sie Macher. Jetzt sind sie Gemachte, und das macht hilflos. Barbara traurig und Luigi streitsüchtig.

2. Die Söhne

Merkwürdig ist, daß die Jungen kaum etwas unternehmen. Ihre Väter haben die Initiative ergriffen im Dorf. Es sind die zurückgekehrten Arbeitsmigranten, sie bewirtschaften die Bar, die Pizzeria, sind Friseur, Bäcker, Schlachter usw.

Abends sitzt die Familie vor dem Kamin, hin und her gedreht zwischen Feuer und Fernsehen. Augusto schmust mit Barbara, eine Mischung von Kind und jugendlicher Liebhaber, er zieht ihr mit den Zähnen und den Lip-

pen Haarsträhnen aus dem Knoten. Barbara läßt es sich gut gehen, natürlich unauffällig. Als Luigi und Pino merken, daß ich es beobachte, fängt Pino an, Augusto zu bedrängen. Luigi blickt wie Gottvater. Barbara ist für ihre Söhne kein Neutrum, ihre Söhne verwöhnen sie und gucken sie sich schön.

Augusto malt gern. Außer sonntags geht er jeden Tag morgens fünf Stunden zur Schule und zweimal auch nachmittags. Er wird für einen Beruf vorbereitet, den er wohl nie bekommen wird, weil seine Gesellschaft arm ist an bezahlter Arbeit. Er findet eine Plastikflöte und kann schnell erstaunlich viel, aber nach einigen Tagen legt er sie in die Ecke, sie wird für ihn keine Lust, die er sich täglich verschaffen möchte. Augusto hat eine Schwäche für Bananen. Eine liegt noch auf dem Tisch. Pino nimmt sie, riecht und befühlt sie, er fragt Luigi, ob er sie haben möchte. Luigi steht sofort auf, geht zu Pino und meldet sein Begehren an. Augusto atemlos, Barbara guckt und verbirgt das Gesicht im Arm. Es geht hin und her zwischen Luigi und Pino. Pino schält die Banane langsam, bedächtig und mit Genuß, wie in einer Fernsehreklame. Er dreht sie hin und her und schiebt sie sich vorsichtig in den Mund. Augusto schluckt. Dann überreicht Pino Augusto die Banane. Alle atmen auf.

Luigi sitzt und wartet auf eine Gelegenheit, sein älterer Sohn Pino rennt hin und her. Dieses Gerenne ist auch lächerlich, er wird überhaupt nicht gebraucht und rennt trotzdem rastlos hin und her. Er will wohl »keine Zeit haben« darstellen.

Er muß in einem untätigen Zustand leben. Mittags läuft er noch im Schlafanzug herum. Wenn alle sich zu Tisch setzen, verläßt er ihn, geht hinter das Haus und hackt Holz. Nur durch so ein Verhalten kann er einen leeren Platz darstellen, denn sonst wird er von keinem bemerkt. Er betreibt sehr viel Körperpflege, was Luigi bespöttelt. Das ist für Pino die einzige Möglichkeit, sich immer ein Versprechen von Liebe, Genuß und Männlichkeit vorzunehmen. Das braucht er, sonst würde er in einem fast todesähnlichen Zustand leben. Denn nicht durch Taten schafft er sich eine Vergangenheit, sie kommt zustande, weil der morgige Tag ohne sein Zutun kommt und sein Heute zur Vergangenheit macht.

Pino will nicht die »Mitgift« vom Vater, seine Ansichten hält er für nicht zeitgemäß. Er wehrt sich, er will sie nicht haben, aber sie sind ihm mitgegeben. Die Mitgift ist immer schon da, mir scheint, sie ist eine der Ursachen für die Streitereien. Der Streit ist keine Reaktion auf eine Einsicht ins nicht Zeitgemäße. Pino trennt sich von seinem Vater, er verändert seinen Status. Er will nicht mehr Sohn eines Gelegenheitsarbeiters und Frührentners sein. Aber was ist zu tun? Er erlebt den Schock der sozialen Geburt. Er wird zum gebrochenen Mann, er vereinzelt sich.

Fernsehen ist Sucht. Man kann den Söhnen keinen besseren Vorschlag machen als fernsehen und flippeln. Es gibt keine Antwort auf ihre Lebensfrage, für ihre Lebenszeit kann man ihnen keine Versprechungen auf vielfältiges Vergnügen machen. Japanische Trickfilme sind sehr begehrt in Italien, sie werden täglich gesendet für Kinder. Amerikanische Filme sind an ihnen gemessen ideenreich und witzig. Die Kinder und Jugendlichen werden für den Markt zubereitet.

Luigi und Pino vor dem Fernseher, in ihm zeigt sich ein Paar, das Liebe

macht. Luigi beobachtet seinen Sohn und lächelt über den betrogenen Liebhaber. Sein junger Sohn ist zu der Zeit genauso ausgeschlossen wie er als alter Mann. Sie sind weder Gegner noch Feinde, sie sind einfach ausgeschlossen. Luigi bespöttelt seinen Sohn und vergleicht dessen wirkliche Freundin mit der Fernsehfrau, die im TV ist schöner, aber... Pino verteidigt seine Freundin halbherzig, aber fühlt sich auch erwischt, weil er schon selbst diese beiden Welten vermischt und verglichen hat. Seine Freundin vergleicht und vermischt ihn auch, sie schenkt ihm vom TV gepriesene Dinge, er hat eine Frisur wie ein TV-Held. Die Freundin sieht die Dinge nicht anders. Bestimmte Fernsehschöne haben Pino so in Besitz genommen, daß seine wirkliche Freundin ihn nicht davon abhalten kann, die Sendungen zu sehen, Pino muß seine Freundin auch mit so einem Nebenbuhler teilen. Pino möchte dann am liebsten allein sein. Um das zu erreichen, legt sich Pino mit seinen Eltern und seinem Bruder an. Die Tatsache, daß er auch dann einer von vielleicht hunderttausend Verehrern ist, tut der Liebe keinen Abbruch. Er sieht die Fernsehschöne privat. Er ist ganz intim, sie kommt zu ihm, sie ist sexy, sie ist liebenswert jeden Tag, sie hat immer Lust nach ihm. Seine wirkliche Freundin ist ein kleines zierliches Mädchen, Schülerin, der Umgang mit ihr ist anstrengender, zum Beispiel verweigert sie sich, sie sagt, wer keine Arbeit hat, kann nicht lieben. Sie hat Wünsche, verlangt und erwartet auch eine Antwort oder eine Handlung. Der TV-Liebe kann Pino immer alles recht machen. Pino findet diesen Zustand schon normal. Diese Normalität belächelt Luigi.

Pinos Verwandlung als immer noch Arbeitsloser. Die Probleme schauen sich zurecht. Vater und Mutter sind drei bis vier Jahre zur Schule gegangen — mehr oder weniger. Sie lesen und rechnen, was sie brauchen. Die Söhne gehen acht Jahre zur Schule. Die Lösung heißt: Bildung statt Arbeit. Entweder ist es zuviel oder zuwenig. Keine der Bemühungen in den acht Schuljahren hilft Pino, seine Freizeit um die Ecke zu bringen. Er liegt auf dem Bett, hört Musik mit und ohne Kopfhörer, er malt in ein großes Schulheft Figuren aus einem Comic-Heft ab. Ich glaube, wenn er liegt, reist er. Die Bildung hat aber ausgereicht, um ihm beizubringen, was saubere und schmutzige Arbeit ist. Die Bildung erzeugt Bedürfnisse, und wenn dann die Mittel fehlen oder der gesellschaftliche Bedarf an ihren Bedürfnissen, sind sie die Gelackmeierten. Sie werden nicht gebraucht. Das erleben sie, das ist die Ursache ihrer Gereiztheit, ihrer Unduldsamkeit.

Heute Besuch von einem zwanzigjährigen Römer. Er ist der Sohn von Barbaras Bruder und Luigis Schwester. Er leistet seinen Militärdienst in Macomer ab. Er hat den kleinen Kopf von Luigi, kurzgeschoren mit grauer Wollmütze, grauem T-Shirt und einer Lederjacke aus Rom. Als er in der Tür erschien, saß ich mit dem Rücken zu ihr, aber ich konnte in den Augen von Augusto sehen, daß da ein Mensch von der Fernsehwelt gekommen sein muß. So verklärt guckte er. Es stimmte, der Besucher würde eine gute Figur machen in den Reklamefilmen für Coca-Cola. Der Römer spielt seine Überlegenheit aus. Er sieht mit dem gleichaltrigen Pino fern. Pino will den Film nicht zu Ende sehen, er will auf die Strecke. Der Römer: Aspetta! Der Römer schiebt seine Beine lässig unter den Tisch. Pino muß warten. Der Römer ist der Kontinent.

3. Das Haus

Das Haus ist das Gesparte von 27 Jahren Arbeit im Ausland und auf dem Kontinent. 17 Jahre Luigi und zehn Jahre Barbara. Sie haben getrennt gelebt, Pino war zum Teil bei Barbara und zum Teil bei der Großmutter. Das Haus ist jetzt zwölf Jahre alt, so alt wie Augusto. Es war für sie mit über 40 Jahren der Anfang eines gemeinsamen Lebens. Sie teilen ihre Zeit ein in die vor dem Hausbau und die danach. Aus der Zeit vor dem Hausbau wird vieles erzählt. Wie sie gearbeitet, gespart und geliebt haben. Wie gerissen sie waren, welche Husarenstücke sie unternommen haben, um dieses und jenes zu bekommen, legal und weniger legal. Sie waren durchtrieben und klug, das beweist das Haus. Beim Erzählen werden sie wieder Schöpfer. Jetzt: Das Haus wird ihnen von Tag zu Tag fremder. Sie wundern sich darüber. Das errichtete Haus hält nicht das, was es versprochen hat. Wenn es so ist, war dann mein Traum, mein Ziel überhaupt richtig? Das Gefühl der Unzufriedenheit verwandelt sich in ein Gefühl der Minderwertigkeit und Jämmerlichkeit.

Pino macht Stunk. Ich wohne in seinem Zimmer. Pino wohnt in einem Zimmer, das Barbara als das ihre bezeichnet. Pino besteht nicht auf umziehen, sondern er möchte etwas umräumen. Die Eltern lehnen es rundum ohne Debatte ab. Es ist ihr Haus, und sie bestimmen, wie es genutzt wird und wie es aussieht. — Wenn die Kinder groß sind, wird diese Haltung beibehalten. Die Eltern richten das Haus ein, wie sie es wollen und können, und das bleibt so. Die Kinder haben ein gewisses Mitspracherecht, aber die Eltern treten keinen Raum ab, den die Kinder nach ihrem Outdünken nutzen könnten. Die Kinder werden nicht von vornherein als Erbe eingesetzt. Wenn sie klein sind, leben sie von der Zuteilung, später hängt das Nutzenkönnen vom Akzeptieren ab. Barbara hat auch eine Vorstellung, wie sie und Luigi zusammen wirtschaften. Das Geschirr, die Wäsche, die Möbel, ihre Kleider hat sie erarbeitet, das Haus Luigi. Er benutzt ihre Sachen und umgekehrt. Außerdem helfen sie sich, aber es herrscht nicht die Vorstellung von einem Familieneigentum nach innen. Luigi und Barbara sind konkrete Personen, die Familie gibt es nur nach außen.

4. Das Dorf

Die Welt des Dorfes bzw. seine Kultur ist in einer ständigen Krise. Erst konnte es seine Bewohner nicht ernähren und beschäftigen, sie mußten gehen, kamen zurück und brachten Fremdes mit in diese ökonomische und soziale Verfassung. Ganz neue Konflikte tun sich auf, eine Krise in der Beurteilung der eigenen Lebensweise, ein schwindendes Vertrauen in die eigenen Werte, was bis zur totalen Verleugnung dieser Werte gehen kann. Die Kinder lernen nicht Sardisch zu sprechen, das verhindert den verbalen Kontakt zu den Großeltern. Enkel und Großeltern verzichten mit Verachtung auf ihr soziales Verhältnis. Ihr Dialekt lebt nicht mehr, er überlebt nur. Auch die sogenannte christliche Kultur ist auf ein Minimum geschrumpft, und selbst der Rest wird ganz kaufmännisch behandelt. Man geht in die Kirche, weil die anderen Angebote auch langweilig sind. Die Sarden haben in

ihrer Geschichte viel Fremdes verdaut und aufgenommen, aber die Warenwelt ist ein totaler Angriff auf ihre bekannte Lebensweise.

Heute sah ich Leute in die Olivenernte gehen. Pino läuft noch immer mit weißem Pullover durchs Haus. Gestern erzählte Barbara, daß die Jungen saubere Arbeit wollen, der Traum vom Angestellten in einer Bank (da darf man als kleiner Mann das Geld wenigstens anfassen). Was ist das mit dieser Sauberkeit? Hängt das auch mit der Putzmittelwerbung im Fernsehen zusammen? Beim Sport darf man richtig dreckig werden. Dreck von der Arbeit ist ekelhaft. Keiner will Hirte werden. Eine Herde erfordert immer Aufsicht, Tag und Nacht, über das ganze Jahr. Obwohl es für die Hirten auch einfacher heute ist. Autos, Häuser, Warmwasser, Heizung, Radio und Kassettenrecorder erleichtern das Leben. Barbara meint, die Arbeit wäre den Jungen zu dreckig, denn es wäre möglich, mit Hilfe eines Kredits eine Herde aufzubauen und Land zu pachten. Auch eine Cooperative, um die Aufsicht der Herde gemeinsam zu organisieren, hält sie für möglich. Für ihre Generation, aber nicht für die Jugendlichen, von denen hat sie die Meinung, daß sie keine Initiative hätten.

Es gäbe viel Arbeit im Dorf, aber da müßte man organisiert vorgehen, auf ein Ziel gerichtet. Das können sie selbst nicht wollen. Denn daß jeder glaubt, er hätte ein eigenes Schicksal, was ihm auch täglich eingeredet wird, ist nicht nur der kleine Unterschied, sondern auch Halt. Jeder stellt hier jeden Tag seine »geringe Einmaligkeit« fest und behauptet sie, um nicht unterzugehen in dem Allgemeinen, in Arbeitslosigkeit, Zahnlosigkeit und Unwichtigkeit. Einzeln kann die Situation nicht gelöst werden.

Die Dörfler fahren in die Städte. Man kann die Frauen in Cagliari oder Sassari treffen, aber nicht im nächsten Dorf. Gleich hinterm eigenen Dorf fängt für die meisten die Fremdheit an. Im Dorf und ums Dorf herum werden die Dinge eingeteilt in mein und dein oder ihres. Wo diese Einteilung wegfällt, fängt Fremdheit an.

Ein alter Mann kommt mit einem Eimer Müll und kippt ihn in das Flußbett. Warum? Ich versteh es nicht. Überall liegen Papier und Müll. Wird das anders, wenn man glaubt, daß man die Geschichte selbst macht, daß man Spuren hinterläßt? Diese Achtlosigkeit muß etwas mit dem gewöhnlichen Leben zu tun haben. Alles, auch man selbst, ist unbedeutend, vergänglich. Man argumentiert kaum mit gesund und ungesund, das würde sich ja auch auf die Zukunft beziehen. Es dreht sich alles um jetzt und heute.

Das Dorf riecht jetzt nach saurem Wein, die Abfälle vom Keltern liegen vor den Häusern, ich glaube, daß die Dörfler alles vor das Haus oder in die Gegend schmeißen, was sie nicht mehr in ihrer Hauswirtschaft verwenden können. Sieht man in ihre Wirtschaftsräume oder Vorratskammern, da herrscht Ordnung. Alles, was unbrauchbar ist für sie, ist unsichtbar. Die Einwohner sehen nur, was ihnen nützlich ist. Wahrscheinlich unterscheiden sie sich darin nicht von uns. Was wirft ein Dörfler weg? Die Familie räumt auf und schmeißt auf den Brennplatz Plastikflaschen, Fahrradteile, alte Töpfe usw. Ich sag' zur Barbara, man müßte ja einen Hochofen haben, um das alles zu verbrennen. Si, si... Es muß noch einmal ausgesucht werden. Es sind ja auch verschiedene Vorgänge. Wegwerfen und verwerten oder vernichten. Bei uns kommt alles in eine Tonne, es wird weggeworfen.

Sie sortieren viel genauer, für die Hühner, die Katzen der Nachbarschaft, für den Garten als Dung, Gartenfeuer, Kamin und Müllabfuhr.

Ich habe Barbara gefragt, wie das mit dem Müll ist. Es gibt eine Müllabfuhr, sie kommt zweimal in der Woche und kostet Geld. Die Gemeinde erhebt eine Straßengebühr, wenn der Müll irgendwo abgeladen wird. Barbara meint, es wäre eine moderne Art, mit dem Müll umzugehen, und außerdem hätte man heute ganz fremden Müll. Sie ist nicht einverstanden mit diesen Mülldeponien um das ganze Dorf herum. »Weil das Wasser schon im Haus ist, füllen die Leute den Fluß mit Müll.« Der Fluß war bis vor zwanzig Jahren Trinkwasser, es wurde Wäsche in ihm gewaschen. Jetzt, seit alles modernisiert ist, wird er so behandelt.

5. Die Emigranten

Im Dorf wird ein Emigrant anerkannt als einer, der nicht untergegangen ist. Er ist ein Held. Ein moderner Odysseus. Das Fernsehen erhöht noch seine Bedeutung. Er ging schon einher in den Straßen der Metropolen. Er hat sich schneller verändert als sein Dorf. Die ökonomischen Bedingungen, die ihn in die Emigration trieben, haben sich nicht grundsätzlich verbessert. Seine jährliche Rückkehr ist die Vorbereitung auf die endgültige. Er hat keinen Zweifel daran, daß mit Geld in der Tasche alles erreicht, daß er sein eigener Herr ist, ökonomisch und sozial. Den Ertrag seiner Arbeit ohne Abgaben einnehmen zu können, ein eigenes Geschäft, Taxi, Autowerkstatt, besseres Land, Traktor, Maurer selbständig, Schneider oder Friseur, vielleicht sogar in einem Büro arbeiten, Radios oder Fernseher reparieren, Land kaufen und verpachten, Fotostudio, Waren aus der Stadt verkaufen. Er will nicht die Arbeit weiterführen, die er in der Fremde gemacht hat, Straßenbau, Fabrik usw. Das gilt nur für die Männer. Die Frauen wollen ausschließlich Hausfrauen sein. Es ist ihr Traum. Ob das ihr Glück ist? Barbara zweifelt daran. Aber was sonst?

Alles, alles für den Bau des Hauses, in dem sie für immer leben wollen. Es kommt vor allem anderen. Im August und Januar, in ihren Ferien, bauen die Emigranten an ihren Häusern und Träumen. Für ein Haus rechnen sie zehn Jahre Emigration, für ein Auto drei. Für das Werkzeug eines Handwerkers und die Gerätschaften eines Bauern drei bis fünf Jahre. Wenn alles glatt geht und die Familie keine extra Ausgaben hat, für Krankheit, Schmieregeld usw. Man rechnet mit Monaten und Jahren. Der Gang über die Grenze ist immer ein Risiko, weil fast jeder Waren mit hin- und hernimmt, die er verkaufen will. Die Überlegungen zu diesen Risiken machen auch einen großen Teil der Männergespräche aus.

Wie verarbeitet eine Gesellschaft die Emigration von 500.000 ihrer unternehmungslustigsten Mitglieder in dreißig Jahren? Es scheint mir wie ein Märchen zu sein. Der, der am meisten getadelt, immer beaufsichtigt und kommentiert wurde, der Jüngste, er geht in die Fremde. Er wurde und er hat sich konditioniert. Die Tradition, die Gewohnheit hat ihn nicht einbinden können. Er wandert aus Sardinien aus, weil er versucht, in sein Leben eine Dynamik zu bringen, die dem Zustand fehlt, in den er hineingeboren wurde. Unterentwicklung heißt in Sardinien nicht nur beraubt und ausge-

beutet zu sein, sondern in einem Zustand zu leben, der einem Stillstand gleichkommt. Wo doch die Welt sich dreht und die Versprechungen nicht eingelöst werden können. Unterentwicklung tötet nicht nur, sondern in der Kombination mit Versprechungen leugnet sie das Leben und gleicht dem Tod. Die Emigranten wollen leben, und zwar »entwickelt«. Ob es uns gefällt oder nicht. Es geht nicht nach dem Motto: Wasch mich, aber mach mich nicht naß. Sie wollen nicht nur das Nötigste, sondern sie wollen auch an dem Luxus teilhaben, den die Metropolen versprechen. Diese 500.000 bewegen das Leben in Sardinien, ihre Emigration und die daraus erwachsenen emotionalen und wirtschaftlichen Zuwendungen, ihre Rückkehr und Integration. Diese Faktoren rütteln und verändern.

Die Emigranten sind abweisend zu mir. Meine Art zu leben, zu beobachten, ist eine Bedrohung für sie. Ich könnte, da ich Kenntnisse habe, erzählen aus meiner Welt und damit ihre Erzählungen in Frage stellen. Oder berichten von Dingen, die im Ausland die Arbeitsemigranten machen, die sie zuhause verschweigen. Ich könnte an ihrem Mythos sägen. Meine Erzählungen könnten auch an ihrem vergrabenen Leben bohren, an den fast vergessenen Konflikten, an dem Hundeleben, wie sie es einschätzen. Sie brauchen diesen Mythos, um die jetzige Situation positiv zu erleben. Die, die sich jetzt für zuhause entschieden haben, krallen sich hier fest mit allen Mitteln. Ihre Entscheidung muß unumstößlich sein. Meine Genügsamkeit macht mich suspekt. Wenn ich doch nur ein Auto vor der Tür hätte. Mit Luigi geht es gut, er glaubt mir meine Genügsamkeit, er überprüft sie auch jeden Tag.

Hier im Dorf wird den Emigranten offenbar alles wieder gegeben: Unabhängigkeit, Männlichkeit, private Adresse, Stimme, die Bereitschaft zur Liebe, Zuneigung, das Recht auf Alter usw. In der Emigration sind diese Wünsche Verrat am Ziel.

6. Die Welt, geliefert

Gestern habe ich dreimal im Fernsehen gesehen, wie hohe öffentliche Persönlichkeiten in Handschellen abgeführt wurden. Es waren die staatlich bestellten Aufseher für Spielbanken. Sie haben ihre Posten zu nutzen gewußt. Rechts und links von ihnen gingen junge Carabinieri, vielleicht Bauernsöhne aus dem Süden. Die »Verbrecher« gucken rachelüstern, und man ahnt, daß eine ganze Reihe von Leuten kalte Füße haben, wenn sie das sehen. Die Carabinieri haben damit sehr wenig zu tun. Sie weigern sich nicht, aber das Vergehen, das den Verhafteten zur Last gelegt wird, kann ihr Blut nicht erhitzen. Sie würden auch schießen, wenn es sein müßte. Auffallend ist, daß sie mit ihren filmischen Kollegen in den Krimis nichts gemein haben, deren Eifer kann man bei ihnen nicht beobachten. Nicht einmal die Gesten. Wenn man dem Fernsehen glaubt, müßten ja fast alle Stellen im Staatsapparat unbesetzt sein, allein im Herbst wurden 800 Personen verhaftet, bekannte und wichtige Persönlichkeiten im öffentlichen Leben. Vielleicht könnte man daraus ein Arbeitsbeschaffungsprogramm machen. Den Sarden sind sie bekannt. Das Fernsehen ein öffentlicher Steckbrief. Jeden Tag bekommt man ihn vorgeführt. Durch meine Sprachlosigkeit bin ich gezwungen, mir

Bilder zu merken.

Die Linken im Dorf sind positive Westernhelden, sie drücken ab, wenn sie im Fernsehsessel sitzen, weil sie meinen, recht zu haben. Die Gelegenheitsarbeiter machen auch dieses Zeichen mit dem Zeigefinger am Abzug, aber nicht, weil sie meinen, im Recht zu sein oder recht zu haben, sondern sie sind der Meinung, daß diese Leute ihnen in der Sonne stehen. Sie sind keine positiven Helden. Sie würden aus sogenannten niedrigen Gründen abdrücken, nicht aus moralischen. Ihre Söhne neigen mehr zum positiven Helden, sie schlagen sich auf die Seite der Guten, und schon können sie den grausamsten Schinken verdauen. Gute oder positive Helden sind die, die ohne Haß töten, sie erledigen das für die anderen. Die Schlechten töten mit niederen Trieben wie Habgier usw.

Barbara und Luigi arbeiten an einer Vorstellung von der Welt. Dazu trägt auch das Fernsehen bei. Nachrichten: New York, es ist für sie wie Milano oder Rom, nur etwas höher. Barbara fragt nach den Arbeitslosen. Ich erzähle ihr, daß es da viele gibt. — Aha, wie bei uns! — Südafrika hat Arbeitslose. — Ja, dann kann es ja nicht sehr weit weg sein. Die Welt schiebt sich zusammen. Sie sind internationaler, als man annimmt. Nicht in ihren Wörtern, aber in ihren Konflikten. Und sie fühlen sich als Teil des Konfliktes. Der politischste Teil des Fernsehprogrammes ist aber die Werbung. Jeden Tag fünf bis sechs Stunden amerikanische Lebensform im Fernsehen. Das schafft Befürfnisse. Der Standard der Träume ist bundesdeutsch, amerikanisch, bei Lebensmitteln, Waren und Produkten. Das wirkt vorerst stabilisierend, man ist mit dem Beschaffen beschäftigt.

Heute habe ich im Fernsehen eine Sache gesehen, die gibt es bei uns noch nicht. Ein großes Möbelhaus, zehn Kilometer von Cagliari entfernt, wirbt für seine Ware. Es wird ein Schlafzimmer gezeigt, die Kamera hin und her, die Türen auf und zu, mit Farbe, Preis und allem drum und dran. Ein Mann spricht den Kommentar. Auf dem Bildschirm die Telefonnummer mit Vorwahl. Man kann anrufen und bestellen. Es wird sofort geliefert. Auf Ratenzahlung. Die Werbesendung dauert eine halbe Stunde. Barbara guckt sich diese Sendung sehr gern an. Sie kennt die neuesten Modelle. Am Sonntag wird für Wäsche und Haushaltsgeräte und Geschirr geworben. Ein Warenkatalog per TV. So wird Barbaras Traum von einem Eheschlafzimmer mit niedrigen Betten jede Woche erneuert. Das will sie, und wenn sie ihre Rente bekommt, will sie es kaufen. Man könnte sagen verrückt, aber es reduziert sich auf eine Geschmacksfrage. Unsere Käufe neuer Küchen oder Autos sind genauso verrückt. Oder man muß den Grundsatz aufstellen, wer wenig hat, soll wenigstens vernünftig sein.

Man kann nicht mehr von Stadt und Land reden wie früher. Im Dorf gibt es alles zu kaufen. Die Metropolen stellen so viel her, daß ein großer Teil auf das Land gespült wird. Dort gehen die Frauen im durchsichtigen Negligé mit Übermantel ins Bett, das kann man auf der Leine sehen.

Das Fernsehen ist eine Angelegenheit, mit der man verhindert zu begreifen, daß es Niederlagen gibt, Tod und Untergang. Jedes Würstchen, das im Fernsehen auftritt, ist erfolgreich. Die Tatsache allein genügt. Würde ein Mensch auftreten, der total am Ende ist, und das auch versuchen darzustellen und zu beweisen, er versuchte es vergebens. Man würde ihn für einen Schauspieler halten, der eben diese Rolle spielt.

Michael Ben

Wenn Hören und Sehen vergehen

Nach anderthalb Jahrzehnten Mitgliedschaft in der Schauspielergewerkschaft GDBA ist sie jetzt aus dem DGB ausgestiegen und ich aus ihr, im wackeren Streit wider ständische Spalter. Ohnehin war der berühmte »Normalvertrag solo« (eine Errungenschaft dieses Showbusiness auf dem Stand der Arbeiterbewegung von 1900) für einen, der im Theater nur noch unterhalb der Rampe sitzt, ohne Nährwert und die Scheidung der Vernunftthe billiger Protest.

Ein organisationswilliger Blick auf die Alternative der schreibenden Zunft fällt in die IG-Druck- bzw. DJU-Zeitschrift »feder« (2/85) und sofort auf »Kulturelle Abfederung«, den orientierenden Aufmacher. Das anleitende Wort zum Werkstätigen stammt von der freien Sozialdemokratin und Hamburger Kulturprima Helga Schuchardt, die gerade mit wildem Geschrei von links bis BILD eingedeckt wurde, weil sie sich von zwei geschickten Intendanten Abfindungen hat aus der Senatsschattulle ziehen lassen, die doch um ein bis zwei Nullen hinter Rummenigge zurückbleiben.

Womöglich um den lädierten Ruf zu sanieren, schreibt Helga Schuchardt, sich rechnend zu den »wenigsten von uns, die mit ihrer Freizeit kreativ umgehen«, der letzten nennenswerten Initiative gegen neue Medien (sympathisierend) ins gewerkschaftliche Stammbuch: »offensive Kulturangebote« sollen »um die Ecke« gebracht werden, damit »der Einzelne oder die Familie außerhalb der eigenen vier Wände Kreativität entwickeln« kann. Wer sich nicht offensiv um diese Ecke einbringt, Gutenbergerben und Postbenutzer, die von ferne Bücher schreiben, Filmemacher und zumal ausländische, Maler, die Museen beliefern oder Hrdlicka, der

eine Plastik vor das Friedrich-Engels-Haus in Wuppertal stellen läßt, sie alle sind für eine Thingstätten-Freizeitdemokratie zwecks Kultur statt Politik nicht hautnah, zärtlich, sinnlos genug und haben bei den Bewohnern der alsteröslich gelegenen Stadtteile nichts Fortschrittliches nicht zu suchen.

Hat Hilmar Hoffmanns »Kultur für Alle« als persönliche Konsequenz (die politische müßte schließlich die gesamte Frankfurter SPD privatisieren) ein Taubenbuch gezeitigt, so richtet sich Schuchardts Erregung vorläufig nur auf »Die Herausforderung unserer Zeit«, auf die Wirkung »neuer Medien und neuer Informationssysteme auf eine Kulturnation«. Zwar erinnert sie sich irgendwo eines »Know-how« für die »wirtschaftliche Zukunft« des »Volkes der Dichter und Denker, also der geistigen Sender«, die nicht zu »stumpfsinnigen, sprachlosen Empfänger« verkümmern dürfen. Nur muß das im Zusammenhang der »offensiven Kulturangebote« gegen die »neuen Medien« wohl die mündliche Weitergabe des Wissens von der Großmutter an die Enkel bedeuten, damit zwei sich ausschließende modische Denkmuster zu einem Phrasen-Flickenteppich verknüpft werden können: »Wir haben wohl kaum das Recht, uns Kulturstaat zu nennen, wenn wir uns darauf beschränken, nur wenige herausragende kulturelle Glanzlichter zu pflegen.«

In dem Kulturstaat bei mir um die Ecke wird noch ganz anderes gepflegt: von René Kollo bis Hermann van Veen, von Wallmanns Stadtfest in der Frankfurter Fressgass bis zu dem kaum außerhalb des Justitiablen zu kennzeichnenden »Literatrübel« unter Schuchardts Oberaufsicht, vom Programm-Kino bis zu den Fußballsta-

dien, und die Programmzeitschriften zumindest der Städte gewinnen unauffällig Telefonbuchstärke mit Ausstellungs-, Veranstaltungs- und Kurs-terminen, meist ohne auch nur Volkshochschulen, Vereine usw. anzuführen.

Schuchardts argumentative »Glanzlichter« gegen »neue Medien« (schlechthin, versteht sich für solchen Brei) sind wieder mal nicht die Made-in-Germany-Serien, sondern »Dallas« und »Denver«, als bekämen wir die nicht schon von den alten, öffentlich-rechtlichen verabreicht — die allerdings auch einiges andere Amerikanische senden, was nicht zur »nationalen kulturellen Identifikation« führt, aber rechtens zur bundesdeutschen Kultur gehört — wenigleich 40 Jahre Amerikanisierung nicht ganz so progressiv waren, wie die napoleonische Besetzung der Rheinprovinzen. Nur sind Zappa und Blake Edwards, Woody Allen und Meryl Streep nicht für die umstrittenen Intendantenabfindungen in die hiesigen Hinterwälder zu holen, vom Etat fürs Alternative zu schweigen.

Wenn Helga Schuchardt den Medien einen verbindlichen Prozentsatz Eigenproduktionen verordnen möchte — wie das auch auf kulturpolitischen Tagungen gefordert wird, die Helga Wex (CDU) leitet — dann hat sie recht, zwar nicht gegen die neuen Medien allein, sondern gegen die alten und gegen Zimmermann, der lediglich das etwas provokant provinzieller formuliert, was eine große Koalition von CDU, SPD und FDP immer schon machen bzw. unterlassen (soviel zur Solidarität mit den ehemaligen GDBA-Kollegen).

Der Nimbus einer linksliberalen Vertriebenen wird nicht rehabilitiert durch die Begriffsstütze von der »Kulturnation«, die sich als jene am fehlenden Gegenteil ausweist. So bilden auch die Wortschöpfungen aus der Baracke, »daß wir auf dem Weg von einer Erwerbs- in die Freizeitgesellschaft sind«,

noch keinen realitätsträchtigen Widerspruch durch die Vermeidung eines altbackenen genauen Begriffs für ein altbackenes System. Gemeint ist mit der »medienbedrohten Freizeitgesellschaft« vermutlich die höchste Arbeitslosigkeit in der Geschichte unseres »Kulturstaaes« mit ihrer Tendenz, noch einige mehr als die offiziell gezählten zweieinhalb Millionen von Ausbeutung zu befreien.

Da liegt es dann auf der Hand von Peter Glotz, daß man gerechterweise die Arbeit so verkürzen muß, daß der Sozialismus bald, friedlich, technikwüchsig, ohne verfassungsmäßige 2/3-Mehrheit und trotzdem auch ohne Ärger mit den Sozialpartnern von der Deutschen Bank nach individuellem Bedarf am sehr frühen Feierabend als eine Halbtagsgesellschaftsordnung verwirklicht werden kann, weil die verbleibenden 4 Arbeitsstunden einer auf ewig gesicherten Metropolenzukunft schließlich das Theater mit einer Revolution nicht lohnen.

Aber zurück vom Moderator der antagonistischen Kooperation zu Frau Schuchardts Kulturwerbung für Bundesbahn und Bundesstraßen als Ball paradox: »Die zunehmende Kommunikation über Kabel und Satelliten reduziert die direkte Beziehung zwischen Menschen.« Die Folgen unserer Entfernung von Bahrsauer gewordenen Restaurationsangeboten einer bäuerlich-matriarchalisch-naturnahen Frühgesellschaft »werden Vereinzelung und Vereinsamung und die daraus resultierende Unfähigkeit zu zwischenmenschlichen Beziehungen sein«. Sogar Geissler fürchtet ja um die ausbleibenden Folgen des Geschlechtsverkehrs nicht nur der Pille wegen. Deshalb heißt es für Helga Schuchardt, »eigenes Handeln dem Konsumverhalten entgegenzusetzen«.

Wer 1968 das »living theatre« in der törichtesten Erwartung besucht hat, die auf der Bühne hätten sich etwas von öffentlichem Interesse überlegt, hätten es

kunstfertig geprobt, und nun könne man einfach sehen und hören, dem konnte passieren, daß sich ein »Schauspieler« auf seinen Schoß setzte, ihm auf den Bauch klopfte und sprach »you eat too much, you are too fett«. Dieses hautnahe Durchbrechen der Konsumhaltung des Publikums war das erste einer ganzen Reihe von Mitmachtheatererlebnissen, die Konsumerwartungen nachhaltig gegen Schuchardt und ihre ergrauten Vorläufer immunisieren konnten.

Zum Schluß zum Anfang, dem Titel

Michael Springer Transitorisch

Nach vierzig Jahren wird doch wohl genug Gras gewachsen sein über die Gräber und über eine Kriegsschuld, die man in Gestalt von Kriegsgewinnen gern übernommen hat? Warum also nicht unter der schmeichelhaften Überschrift »Die großen Familien an Rhein und Ruhr« das gepflegte Unternehmerantlitz vor dem 'Landesspiegel' (WDR 3) entblößen wie weiland Schneewittchens Stiefmutter? Über die Fragen ist man sich rasch einig und gibt dem devot sich krümmenden Proleten vom Fernsehen jovial Familienanekdoten preis; tänzelnd auf dem schmalen Grat zwischen der Sorge als deutscher Wirtschaftsführer und dem Selbstgenuß als Schoßkind des Glücks führt man dem Fernsehvolk den Drahtseilakt einer Unschuld ohne Buße, eines Reichtums ohne böses Blut, eines erfolgreich verlorenen Weltkriegs vor.

Selbstmitleid ist einem fremd, sofern man mit Schuldzuweisung verschont bleibt. Und doch, was hat man nicht durchgemacht! Der arme Thyssen, glückloser Sachbuchautor, dessen aufschlußreiches Buch »I paid Hitler« kaum Beachtung fand, nicht einmal ins

der »feder«-Agitation »Kulturelle Abfederung« für die Sozialdemokratisierung der Kultur: »Stand am Beginn der Industrialisierung die Forderung nach sozialer Abfederung, um die Entwicklung menschenwürdig zu untermauern, so muß heute, zu Beginn einer rasanten Entwicklung in die Medien- und Freizeitgesellschaft, die Forderung nach kultureller Abfederung stehen.« Wallmann hat einfach gesagt »Mehr Wärme in unsere Städte«, aber der ist kein Freund, und Schuchardts Text war für HARAKIRI zu lang.

Deutsche übersetzt und natürlich auch im Landesspiegel nicht genannt wurde; dieser verkannte Antifaschist der zweiten Stunde, im Exil vergrämt über Hitlers Kapitalfehler schimpfend, sich mit dem Rest der Welt anzulegen statt nur mit dem Osten...

Überhaupt Hitler: »Hitler lag ihm gar nicht«, näselte Berthold von Bohlen und Halbach über Gustav Krupp von Bohlen, den aufrechten Monarchisten (»Krupp grüßt den Führer!«) — aber freilich, meint Berthold, Opa verhielt sich »loyal gegen jede demokratisch gewählte Regierung«. Diesen kleinen historischen Lapsus — Hitler kam nicht durch Wahlen an die Macht — rückt der Fernsehkommentator sofort beflissen zurecht; eine Kleinigkeit, wenn wir schon einmal ausnahmsweise die Geschichte so von oben herab, von der Villa Hügel herunter, betrachten dürfen! Da verschwimmen gewisse Feinheiten nun einmal, die uns hier unten so furchtbar wichtig scheinen. Wer wie Thyssen und Krupp den Hohenzollern nachtrauert, feiner: einem Ständestaat aus christlicher Prägung, dem ist naturgemäß Demokratie oder Diktatur Jacke wie Hose.

Kanonenkönig Krupp erlebte seinen ersten Boom im 19. Jahrhundert mit Stahlgeschützen, deren Vorteile gegenüber herkömmlichen Bronzekanonen

sich schnell gegen die Franzosen herausstellten, wie sein Nachfahre Arndt von Bohlen zu berichten weiß; mit der praktischen Auswirkung solcher Demonstrationen hatte die Sippe wenig zu schaffen, nicht das Zerfetzen von Menschenwerk und Menschenfleisch machte ihr schlaflose Nächte, sondern die Zuggefahr in der Villa Hügel, deren Fenster darum nie geöffnet wurden, sowie die Angst vor Bränden. Der Ruf »Feuer!«, weit draußen im Felde kasacklingelnde Musik in den Ohren des Kanonen- und Granatenkönigs, bereitete ihm also durchaus Angst, wenn er sich ausmalte, es fräßen sich Flammen in seine Gemäldesammlung.

Übrigens, so teilt Erbe Berthold uns vor laufender Kamera mit, und offenbar hat er keine Ahnung, was er da sagt: Krupp, der nach dem ersten Weltkrieg zunächst heimlich, mit Hitler offen die Waffen für den nächsten Krieg drehen ließ, »wollte keinen Krieg!« Seine Waffen verstand er nur als Mittel zur Friedens-Bewahrung — »so wie wir das ja heute auch sehen.« Da kann man nur sagen: Hut ab vor solcher Kaltblütigkeit, oder ist es abgründige Dummheit, oder gar unschuldigster Klartext? Die Krupps haben also immer nur — »so wie wir das heute ja auch sehen« — friedensbewahrende Waffen verkauft, dann kam der erste Weltkrieg, dann der zweite, und wenn sie nicht gestorben sind, werden sie auch nach dem dritten Waffen verkaufen, damit uns der Friede erhalten bleibe und ihnen ein beisehendes Geschäft....

Nach dem Weltkrieg kam aber zunächst der Kalte Krieg, da bekamen die Krupps ihr wegen Kriegsverbrechens konfisziertes Vermögen zurück, aber »entflochten« mußte es werden, das bedeutete für jedes Krupp-Kind bloße elf Millionen DM. Dann die leidige Geschichte mit dem Erben Arndt von Bohlen, er mußte verzichten lernen, wobei neben finanztechnischen Erwägungen noch etwas Menschliches eine Rolle spielte: Er ist homosexuell, das bedeu-

tet, wie seit Wörner-Kießling allgemein bekannt, militärisch wie kriegsindustriell ein Sicherheitsrisiko. Der ob der Länge des Geplauders schon leicht mundfaule Berthold von Bohlen und Halbach drückt das so aus: »Bei seiner Veran... bei seinem Charakter« hätten sich Zweifel ergeben, ob er jederzeit und so weiter. Beklagen soll er sich nicht, der Arndt, meint der schlaue Krupp-Chef Beitz: »Er hat seine Freiheit erkauft und wurde dafür entlohnt.«

Arndt selbst entpuppt sich am sensationellen Ende der Familiensendung als Moralphilosoph. Hier endlich kommt ein menschlicher, besinnlicher, ja leidender Ton in die Saga: Seine Familie habe in zwei Weltkriegen »erheblich gelitten« und »vieles verloren«, darum habe man eigentlich beschlossen, keine Waffen mehr herstellen zu lassen. Um so heroischer mutet dann der Entschluß an, doch wieder Waffen zu schmieden, etwa den wendigen, allseits begehrten Kampfpanzer Leopard.

Damit nicht genug; Arndt gibt uns ein paar Gedanken bezüglich der Rolle des Geldes im menschlichen Leben auf den Weg; er ist da Fachmann, auch als Enterbter; seine Abfindung, die eine dynamische Wachstumsklausel enthält, beträgt zwei Millionen DM jährlich. Es wundert kaum, daß Arndt die Rolle des Geldes anders einschätzt als z.B. Karl Marx, für den es bekanntlich von großem wissenschaftlichen und, da er stets zu wenig davon zum Leben hatte, von privatem Interesse war. — Nicht so Arndt von Bohlen und Halbach. »Das Geld ist etwas Transitorisches«, stellt er fest, »es ist nur geborgt.« Darum »verstehe ich Menschen nicht, die sich zum Sklaven des Geldes machen; dafür ist es nicht wichtig genug.«

Welch ein unterdrückter Schrei nach Erlösung! Arndt von Bohlen und Halbach machte vor der Kamera den stoischen Eindruck eines Menschen, der aus Erfahrung weiß: Er wird, selbst noch so öffentlich ausgestrahlt, unerhört verhallen.

Die Rezeption von Karl Korsch in der BRD

Korschs Rezeption in der BRD verläuft in vielen Hinsichten parallel zu der von Georg Lukács. Trotzdem sind die Unterschiede zwischen beiden Prozessen, sowohl qualitativ als auch quantitativ unleugbar. Anders als Lukács war Korsch jahrelang in der BRD fast vollkommen vergessen, seine Bücher entweder längst vergriffen oder nur in fremdsprachigen Ausgaben zu haben; dies ist um so auffälliger, als Korsch (anders als Lukács) nicht in einem sozialistischen Land lebte und wirkte, sondern in den USA, und schon 1950 vor der deutschen und schweizerischen Öffentlichkeit aufgetreten war, und zwar mit einer Reihe von Vorträgen in verschiedenen Städten (Hannover, Hildesheim, Basel, Zürich). Er besuchte noch einmal die BRD im Jahre 1956, in demselben Jahr also, in dem sein Schüler Heinz Langerhans ebenfalls in die BRD zurückkehrte¹. Dieser und ein anderer Schüler Korschs, Erich Gerlach², trugen durch ihre Lehrtätigkeit, ihre Publikationen und Anregungen sowie durch die Unterstützung einer Gruppe jüngerer Theoretiker, die sich auf Korsch spezialisiert hatten, zur intensiven Rezeption der Philosophie Korschs in bestimmten politischen und theoretischen Kreisen der BRD bei.

Anders als Lukács blieb Korsch (der 1961 in Cambridge, Massachusetts, gestorben war) eine irgendwie ferne, museale Gestalt. Seine Aktualisierung und Rezeption hatten immer etwas Forciertes und Gewolltes, ihnen haftete stets ein Hauch von Konventikel und treuer Jüngersekte an. Nichtsdestoweniger wurden Korschs Ideen in Dienste ganz konkreter politischer Interessen gestellt, die er zweifellos als die eigenen betrachtet hätte. So avancierte er in den 60er und 70er Jahren zum wichtigsten Exponenten und theoretischen Vater eines »undogmatischen Marxismus«³ und zur Polarisierungsfigur aller »ultralinken« Tendenzen im breiten Spektrum des kleinbürgerlichen Revisionismus in der BRD⁴. Alle Versuche, eine vermeintliche Basis-Demokratie auf der Grundlage der »Selbstverwaltung der Produktionsmittel« und eine Aufwertung anarchosyndikalistischer Positionen als »Alternative« zum realen Sozialismus anzubieten, beriefen sich auf Korschs Positionen. Die Theoretiker und Praktiker der Studentenbewegung, die in Kronstadt und der Machno-Bewegung, in den anarchistischen Selbstverwaltungsbetrieben im Spanien des Bürgerkrieges und im Antileninismus der holländischen Schule die Grundmodelle des »wahren« Sozialismus sahen, fanden in Korsch den Hauptanreger, und zwar in ungleich höherem Maße als in Georg Lukács. Andererseits waren die vielen Koinzidenzen mit dem ungarischen Philosophen, insbesondere was ihren gemeinsamen Versuch betrifft, die Hegelsche (idealistische) Methode in den Marxismus zu integrieren, noch ein wichtiger Faktor für die Reaktualisierung Korschs. In der Zeit der »Reorientierung der Arbeiterbewegung«⁵, des Aufkommens

eines mißverstandenen »Luxemburgismus«, spontaneistischer Tendenzen, antiautoritärer Lösungsworte und eines monoton wiederholten Katalogs gängiger Modebegriffe (Emanzipation, Legitimationswissenschaft, »Rekonstruktion« des historischen Materialismus, Rätedemokratie, Krise des Marxismus usw. usf.) fanden die Versuche Karl Korschs, »den Marxismus auf den Marxismus anzuwenden«, einen idealen Nährboden. Korschs alte Ausfälle gegen die Politik der KPD (»revolutionäre Gewerkschaftsfeinde«), seine offene Fraktionstätigkeit⁶, sein Leumund eines »philosophischen« Erneuerers des Marxismus, ja sein »Antidogmatismus« mußten ihn notwendigerweise zum potentiellen Lehrer aller »alternativen« Marxisten der BRD in den 60er und 70er Jahren machen. Alle in dieser Zeit erschienenen, wahrhaft unzähligen Arbeiten über das Thema »undogmatischer Marxismus« lassen im Hintergrund den Schatten Karl Korschs erkennen. Zusammen mit ihm wurden auch die alten »Rätekommunisten«, »Anarchokommunisten« und »heimatlosen Linken« reaktualisiert und rezipiert: die holländischen Theoretiker Anton Pannekoek und Herman Gorter, die Deutschen Paul Mattick, Otto Rühle, A. Thalheimer, Leo Kofler, A. Sohn-Rethel. Die Veröffentlichung neuer Werke dieser Autoren oder die Neuausgabe alter, längst vergriffener Bücher, bildete den allgemeinen Diskussionshintergrund für die Rezeption des Werkes von Karl Korsch. Die besonderen politischen und sozioökonomischen Bedingungen der BRD in der Zeit der sogenannten »Großen Koalition«, der Studentenbewegung (SDS, APO, Bildung von spontaneistischen, anarchoid-antiautoritären Gruppen, Klubs usw.) und der Entstehung und Konsolidierung einer »Seminar-marxologie«, die den Mangel an praktischer Effektivität mit einer überladenen theoretischen Spekulation zu kompensieren versuchte, bildeten ebenfalls den Rahmen für die Reaktualisierung Korschs, und in allen ihm gewidmeten oder auf ihm fußenden Arbeiten findet man den direkten Bezug auf diese Quellen.

In seinem Beitrag zur dritten deutschen Ausgabe von »Marxismus und Philosophie«⁷ zählt Erich Gerlach praktisch alle Gründe auf, die die Rezeption von Korsch in der BRD motiviert haben sollen: er hätte stets die »in der Marx'schen materialistischen und dialektischen Auffassung der Welt enthaltenen subjektiven und aktivistischen Komponenten« hervorgehoben, er hätte außerdem »die spontane Aktion der Arbeiterschaft, die sich in der Rätebewegung ausdrückte, mit der syndikalistischen Selbstverwaltung...« verbunden, wobei er zu einem der »hervorragendsten Theoretiker der 'direkten' und 'industriellen' Demokratie« wurde. Korsch hätte »die Ursache des Versagens der Arbeiterbewegung im Zurückbleiben ihres 'subjektiven Bewußtseins' hinter den Erfordernissen der 'objektiven' geschichtlichen Situation« gesehen. Kernpunkt von Korschs Kritik gegen den Marxismus sind nach Gerlach die »Zehn Zürcher Thesen«, in denen er die Forderung nach einem »pluralistischen Materialismus« gestellt und eine »Wiederherstellung« (Rekonstruktion würde man später gesagt haben!) des Marxismus als dringende Angelegenheit betrachtet hatte.⁸ Dies alles, für Gerlach nichts weniger als die »Quintessenz des Marxismus«, war den Theoretikern des SDS und allen »neuen Linken« der Seminar-marxologie aus dem Herzen geschrieben, bzw. mußte für sie zur wichtigsten Quelle und Anregung der eigenen theoretischen Bemühungen werden.

Die Versuche, in der BRD die Idee des Rätekommunismus wieder lebendig zu machen, reichen aber fast drei Jahrzehnte zurück. Seit Mai 1947 kursierte in Manuskriptform die Zeitschrift »Neues Beginnen — Blätter internationaler Sozialisten«, herausgegeben in West-Berlin von einer um Alfred Weiland gesammelten Gruppe alter Mitglieder der KAP-KAU und der SAPD, die sich selbst als »heimatlose Linke« betrachteten und ebenso dezidiert den »bolschewistischen Terror« in der SBZ bzw. in der DDR als auch den »korrupten Parlamentarismus« der SPD kritisierten und spontane Massenaktionen forderten. Die Zeitschrift, die genau drei Jahre später ihr Erscheinen einstellen mußte, trat Ende 1951 wieder ans Licht. 1949 hatte Fritz Lamm den »Thomas-Münzer-Kreis« in Stuttgart gegründet, der alle Formen der bürokratischen, »entfremdeten« Machtausübung kritisierte und neue, spontane und basis-demokratische Aktions- und Kampfformen vorschlug. Mitte 1950 erschien die Zeitschrift »Funken — Aussprachehefte für internationale sozialistische Politik«, die die Diskussion um den »Rätekommunismus« monopolisieren sollte. 1954 wurde die Zeitschrift »Sozialistische Politik«, 1960 die »Neue Kritik« (als Organ der Frankfurter Sektion des SDS) gegründet. Hinzu kamen die in der zweiten Hälfte der 60er Jahre gegründeten Institutionen und Vereine, wie z.B. das Berliner »Institut für Praxis und Theorie des Rätekommunismus« (das u.a. Arbeiten von Korsch's Schüler Otto Rühle publizierte) und eine »Projektgruppe Räte«, ebenfalls in West-Berlin. Ende 1964 war in München eine »Aktion der Rätesozialisten« als Kulminationspunkt einer langjährigen Diskussion entstanden. All diese Gruppen, ebenso wie das im April 1969 gegründete »Sozialistische Büro« (das sozusagen als Konkurrenzunternehmen zur DKP alle »Linksozialisten« in sich vereinigen wollte) signalisieren nicht nur die latente Aktualität einer konkreten politischen und theoretischen Position, die in Korsch eine Leitfigur gefunden hatte; sie trugen auch dazu bei, das Werk des Philosophen in der BRD wieder gängig zu machen.

Dies geschah gerade in der Epoche der höchsten Verbreitung von Lukács' philosophischen Arbeiten, und die Rezeption beider wohl wichtigsten Vertreter des hegelianisierenden Marxismus muß u. E. in engster Verbindung betrachtet werden. Da eine »philosophiekritische Rekonstruktion der revolutionären Theorie«⁹ im Sinne einer »undogmatischen« Demontierung des Marxismus-Leninismus als »Legitimationswissenschaft« zum höchsten Ziel der antiautoritären »Neomarxisten« der BRD geworden war, schien eine Reaktualisierung der Positionen beider Philosophen aus den 20er und frühen 30er Jahren ein vielversprechendes Unterfangen zu sein. Man sah nämlich in Korsch's Denken eine gleichzeitige Abrechnung mit dem Sozialdemokratismus und mit dem »bürokratisierten«, bolschewistischen Kommunismus der sog. »Stalin-Zeit«. Die Kritik gegen den Leninismus, und insbesondere gegen den dialektischen Materialismus und die Widerspiegelungstheorie, wurde mit Hilfe der Positionen Lukács' und Korsch's exerziert¹⁰.

Das Erwachen eines Interesses an den unorthodoxen Positionen des Marxismus, und ganz besonders an denen, die sich im offenen Konflikt mit der offiziellen Linie des Marxismus-Leninismus befanden, war also seit den frühesten Jahren der BRD vorhanden und wurde offen oder verkappt von all jenen Kräften unterstützt, die an der Spaltung der revolutionären Arbei-

terbewegung interessiert sind und die globale Verwirklichung der Ziele des Kalten Krieges über die Schwächung des realen Sozialismus anstreben. Es waren diese Gruppen von »unorthodoxen« Marxisten, die den »Antibolschewismus um des Sozialismus willen« auf ihre Fahnen schrieben¹¹. Als Bekämpfer der politischen Praxis der Sowjetunion in den späten 20er Jahren¹² mußte Korsch für sie eine wichtige Kronzeugen-Funktion übernehmen. Nicht zu unterschätzen ist aber auch ein anderer Faktor, nämlich die in den 60er Jahren erfolgte und durch die explosive Popularität Herbert Marcuses begünstigte Rezeption der Soziologen, Politologen und Wirtschaftstheoretiker der »New Left« in den USA (Wright Mills, Sweezy, Huberman usw.), die zweifellos dazu verhalfen, das »amerikanische« Werk Karl Korsch's in der BRD zu entdecken. Die endlosen, verworrenen und abstrakten theoretischen Diskussionen der Seminar marxologen im Umkreis des SDS und der Frankfurter Schule, die Überfrachtung mit einer Theorie, die offensichtlich nicht in der Lage war, die Massen zu mobilisieren, führten zu einer Reorientierung der taktischen Positionen innerhalb der Studentenbewegung und der außerparlamentarischen Opposition, die jetzt sich mehr und mehr Fragen der Strategie, der »subversiven Aktion«¹³, des Spontaneismus und der verschiedenen Formen einer Basis- oder Rätedemokratie zuwandte. Korsch war hier wiederum ein geradezu idealer Lehrer, während z.B. Lukács nur als Mentor der ersten, der rein »theoretischen« Etappe hatte fungieren können.

Höhepunkt dieses Interesses für das Denken Karl Korsch's war das Neuerscheinen seines vielleicht wichtigsten theoretischen Werkes, »Marxismus und Philosophie«, dem sehr bald andere folgten. W.R. Beyer sprach 1968 von einer »Korsch-Renaissance«¹⁴, die von flinken (und nicht immer legalen) Verlegern mit den anderen »Renaissancen« der verschiedensten Couleurs zum lukrativen Geschäft gekoppelt wurde. Korsch wurde sogar von den Anarchisten eifrig bemüht und zu einem ihrer theoretischen Väter ernannt¹⁵. Die »libertären Sozialisten« verstanden sich als Erben nicht nur der »Holländischen Schule«, sondern auch des Anarcho-Syndikalismus und des »Linkskommunismus« von Rühle und Korsch¹⁶. Die Vertreter des »subjektiven Faktors«, bei Lukács geschult, im Kreise der Frankfurter Schule heimisch und auf der Suche nach der eigenen politischen (und nicht nur politischen!) Identität fanden auch in Korsch's Versuch, den Marxismus wieder philosophisch zu machen, eine Rechtfertigung der eigenen Theorien. Die von H.J. Krahel, O. Negt, A. Schmidt und anderen so strapazierte »revolutionäre Subjektivität« sollte jetzt, kraft der gereinigten und wiederhergestellten (»rekonstruierten«) Theorie, ihre volle »emanzipatorische Funktion« erfüllen.

Jörg Kammler bietet eine knappe, aber sehr differenzierte und präzise Darstellung der Positionen Korsch's und ihrer Rezeption in den Jahren der antiautoritären Revolte¹⁷. Ebenfalls wichtig ist die Darstellung von Richard Albrecht¹⁸, der das Thema Karl Korsch schon verschiedene Male behandelt hatte¹⁹, und die als wohl stringenteste Kritik von Korsch und seiner »Renaissance« aus der Sicht eines orthodoxen Marxismus-Leninismus gelten kann. Auch in der DDR wurde die Wiederbelebung Korsch's und ihre praktische Funktion aufmerksam beobachtet²⁰. Neben diesen kritischen

Arbeiten aber, die sozusagen die Reaktion auf die Korsch-Rezeption bedeuten, muß man diejenigen erwähnen, die von den Korsch-Schülern, Korsch-Kommentatoren oder wie auch immer an einer Renaissance seiner Theorien Interessierten stammen, sei es aus wirtschaftlichen Gründen (wie im Falle bestimmter Verlage), sei es aus ideologischen oder politischen Identitätsmotivationen.

Einer der ersten Publizisten, der Korsch's Ideologeme für die bundesrepublikanischen Leser darstellte, indem er sie gegen den Marxismus-Leninismus geschickt ausspielte, ist Iring Fetscher gewesen²¹. Zu dieser Zeit war Korsch aber schon mehrmals in den Sprachrohren des frisch gegründeten SDS behandelt worden, einer Organisation, die in den darauffolgenden Jahren eine führende Rolle in der Rezeption seines Denkens spielen sollte (s. dazu weiter unten). Peter von Oertzen, der spätere Kultusminister Niedersachsens, berief sich schon 1958 auf Korsch²², ebenso wie der alte Korsch-Mitkämpfer Erich Gerlach, der wie kein anderer zur Aktualisierung und Verbreitung der Ideen von Korsch in der BRD beigetragen hat, indem er viele der wichtigsten Korsch-Werke neu herausgab und mit Vorworten, Einleitungen und Anmerkungen versah²³. Gerlach war es auch, der den Nachruf auf Karl Korsch verfaßte und verschiedene Studien und Analysen über den ehemaligen Meister und Mitstreiter veröffentlichte²⁴. Gerlach gehörte auch, wie Otto Rühle und Paul Mattick, zu den Korsch-Propagandisten in der englisch-sprechenden Welt. Mattick hatte schon 1962 eine Studie mit dem Titel »Karl Korsch: His Contribution to Revolutionary Marxism« veröffentlicht (»Controversy«, London). Erich Gerlach publizierte seinerseits »Karl Korsch's Undogmatic Marxism« in der Zeitschrift »International Socialism« (London 1964). Eine besondere Funktion sollte die Arbeit von Wolf Dietrich Rasch »Brechts marxistischer Lehrer« bekommen, die er in »Merkur«, 17. Jg., Heft 188, München, Oktober 1963, S. 988-1003 veröffentlichte; das oft wiederholte, selten aber eingehend geprüfte Brechtsche Wort von Korsch als seinem Marxismus-Lehrer²⁵ beflügelte den Eifer vieler Kulturschaffender (Germanisten, Politologen, Philosophen) um eine genaue Kenntnis der wahren Wurzel von Brechts viels diskutiertem Marxismus, und dies in einer Zeit der wahren Brecht-Übersättigung bzw. des Brecht-Kultes. Daß Brecht selbst in vielen Punkten eine ganz andere Meinung als Korsch vertrat, ja diesen sogar in die Nähe des Anarchismus stellte und behauptete, Korsch wäre nie ein Leninist gewesen²⁶, machte das Ganze ja noch interessanter; der Versuch, Brecht vom realen Sozialismus zu trennen, erschien als ein vielversprechendes Forschungsfeld²⁷.

Es nimmt deswegen nicht Wunder, daß in diesem gut vorbereiteten Klima, in dem viel über Korsch geredet wurde, aber noch nichts von ihm vorhanden war, ein Verlagsunternehmen die Marktlücke geschickt ausnutzte und die dritte deutsche Ausgabe von Karl Korsch's legendärem Buch aus dem Jahre 1923 (»Marxismus und Philosophie«) feilbot. In seinem Vorwort dazu bezieht sich Erich Gerlach auf die später weidlich ausgekostete »Krise des Marxismus« (S. 5 der 3. unveränderten Auflage von 1971), ja er liefert das Instrumentarium für die verschiedenen Formen der antikomunistischen Theoriebildung bis heute (der Marxismus muß »völlig undogmatisch« sein, er darf »keine Lehrmeinung zur Norm« erheben, die Länder

des realen Sozialismus wären nur dem Namen nach sozialistisch usw.).

Dank des Erscheinens von »Marxismus und Philosophie« kann 1966 als das Jahr des wahren, intensiven Anfangs einer Korsch-Rezeption in der BRD gelten. Von da an bringt die Europäische Verlagsanstalt die wichtigsten Werke Karl Korsch's heraus, wobei Erich Gerlach und Götz Langkau stets als Herausgeber fungieren, die auch die Vorworte dazu schreiben. Die Lukács-Diskussion bezieht Korsch voll ein, wenn auch mit einer merklichen Unsicherheit. So widmet z.B. Hans Jürgen Krahle dem Buch von Korsch »Marxismus und Philosophie« eine in Exzerpten aus dem Jahre 1966 oder 1967 erhaltene Rezension, die eher auf der Ebene des Konspektes bleibt²⁸. Krahls Betonung der Theorierelevanz bzw. der »konstituierende(n) Funktion« von Philosophie und Theorie für die Praxis der Arbeiterbewegung, wie er sie in Korsch's Buch exemplarisch dargestellt sieht, bildet ein wahres Leitmotiv der philosophischen Diskussion in den Kreisen der »undogmatischen Linken« aus dem SDS und der Frankfurter Schule. Charakteristisch für diese Haltung ist die Arbeit, die Furio Cerutti, der Gruppe um A. Schmidt, O. Negt und H.J. Krahle zugehörend, mit dem Titel »Hegel, Lukács, Korsch. Zum dialektischen Selbstverständnis des kritischen Marxismus« für den Band »Aktualität und Folgen der Philosophie Hegels« (Hrsg. von Oskar Negt, suhrkamp edition Nr. 441, Frankfurt 1970, S. 195-210) verfasste. Cerutti spielt hier das ganze, nicht allzu breite Register der rein »theoretischen« Rezeption von Lukács und Korsch aus der Perspektive der subjektivistischen Ideologie der Frankfurter Schule. Für ihn geht es jetzt primär darum, »die konstitutive Rolle der Kategorien Subjekt und Bewußtsein« in ihre Funktion wieder einzusetzen, und zwar »gegen jede objektivistische Revolutionstheorie, die die autonome revolutionäre Praxis des Proletariats mit ökonomistischen Thesen opportunistisch leugnet... Der revolutionäre Prozess stellt sich jetzt dar als Wiederherstellungsprozess des bewußten Subjekts, als Prozess des Für-sich-Werdens der revolutionären Klasse« (ebda. S. 203). Nach Cerutti hätten Lenin und der »Sowjetmarxismus« eine »erkenntnistheoretische, dualistisch-metaphysische Reduktion des historischen Materialismus« verschuldet; es gilt jetzt, so Cerutti, gegen diese Entartung mit Hilfe Lukács' und Korsch's zu kämpfen.

Als Bindeglied zwischen dieser »philosophischen« Aneignung Korsch's und einer zweiten, die praktisch-politischen Aspekte konsequent betonenden, kann das bisher umfangreichste Buch gelten, das in der BRD Karl Korsch gewidmet worden ist. Wir meinen das Werk eines Autorenkollektivs: »Korsch, der Klassiker des Antirevisionismus«, erschienen 1976 im Verlag VSA (früher Berlin-West, heute Hamburg) als Teil einer Reihe, die verschiedenen Gestalten der sozialistischen Bewegung gewidmet war (Trotzki, Lukács, Luxemburg, Althusser). Da der VSA-Verlag sich selbst als Sprachrohr ganz bestimmter theoretischer und politischer Ziele innerhalb der »undogmatischen Linken« und der »kritischen Marxisten« versteht, muß sein Korsch-Buch auch als ein Politikum gewertet werden. Trotzdem enthält es einige nützliche Ansätze zu einer Kritik bestimmter Positionen Korsch's, wie sie schon zum Teil in dem oben zitierten Aufsatz von Furio Cerutti zu finden sind. Das Buch war sehr schnell vergriffen, was zweifellos ein Indiz für das offene oder latente Interesse an ganz bestimmten Formen des Revisionismus ist. Daß im Untertitel Korsch gerade als

»Klassiker des Antirevisionismus« apostrophiert wird, darf wohl nicht als bloßes Oxymoron betrachtet werden, sondern als bewußt formuliertes Konzept einer konkreten Interpretation des Marxismus.

Noch stärker in Richtung einer praktisch-politischen Nutzbarmachung von Korsch's Ideen geht das »Jahrbuch 1. Arbeiterbewegung — Theorie und Geschichte«, das beim Fischer Verlag (Frankfurt 1973) von Claudio Pozzoli herausgegeben wurde. Unter den Mitarbeitern dieses Bandes, der auch — nota bene! — eine »Anarchismus-Bibliographie« enthält, findet man die Elite der Korsch-Wiederentdecker (Erich Gerlach war kurz vor dem Erscheinen des Buches gestorben) neben altbewährten »Rätekommunisten« wie Paul Mattick und Korsch-Schülern wie Heinz Langerhans. In diesem Band wird explizit auf die »praktische Aktualität des Korsch'schen Denkens« hingewiesen (so Oskar Negt, S. 107). Die hier angeschnittene Problematik bewegt sich nicht so sehr auf der hehren Ebene der »reinen Konstitutionstheorie« wie auf der praktischeren, der aktionistischen, spontaneistischen Politik. Die Grundthemen sind hier: Rätekommunismus, Organisationsfrage, spontane Aktion, Absage an jede »zentralistische Organisationsform«, »basis-demokratische Sozialisierung« usw. Dabei wird auf Korsch's Betrachtung der Marx'schen Theorie als »strenge empirische Gesellschaftsforschung — gesellschaftliche Naturforschung« hingewiesen (S. 125), ein Gedanke, der sehr gut in die positivistisch-soziologische Reduktion des Marxismus durch diese Gruppen passt. Korsch's Denken wäre (so Negt lapidar) seinem »substantiellen Erfahrungsgehalt nach... kritisch-revolutionäre Theorie, der verschiedene Widerpart des Marxismus als Legitimationstheorie« (ebda. S. 137). Sehr wichtig für das richtige Verständnis der Korsch-Rezeption in diesen Jahren ist das in diesem Band enthaltene Gespräch von M. Buckmiller und Jörg Kammler mit Heinz Langerhans (ebda. S. 267 - 291), in dem Kammler — der hier auf verlorenem Posten kämpft — versucht, etwas marxistisch-leninistische Klarheit in den ideologischen Wirrwarr der Korsch-Anhänger zu bringen. Auch der Band 2 des »Jahrbuchs« widmete einen Teil seines Inhalts der weiteren Pflege und Verbreitung von Korsch's Ideen (s.S. 117 bis 252).

Seitdem scheint es um Korsch (wie auch um Lukács, dessen Rezeption in der BRD so viele Berührungspunkte mit der von Korsch aufweist) stiller geworden zu sein. Die politischen Veränderungen in der BRD und in der Welt verlangen nach neuen Formen des revisionistischen Kampfes. Trotzdem ist das letzte (das erste?) Kapitel einer vollständigen Rezeption von Korsch erst angelaufen: die Gesamtausgabe seines Werkes, die sicher noch einige Jahre in Anspruch nehmen wird. Man darf auf ihre Folgen gespannt sein.

Anmerkungen

(1) Heinz Langerhans (1904-1972) wurde auch 1926 aus der KPD ausgeschlossen und gehörte der Gruppe um Karl Korsch und der Zeitschrift »Kommunistische Politik« an. Er promovierte 1931 (»Partei und Gewerkschaft«) bei Horkheimer und Karl Mannheim. Trat der SPD bei, wurde 1933 von der Gestapo verhaftet und verbrachte 6 Jahre im Gefängnis bzw. KZ. 1939

Flucht nach Belgien. Aufenthalt in Frankreich. 1941 Emigration in die USA, wo er Kontakt mit Korsch und Brecht unterhielt. Professor in Gettysburg. 1956 Rückkehr in die BRD (Universität Saarbrücken). 1960 bis 1963 Gastprofessor in Dacca (Ostpakistan, heute Bangladesch). 1966 bis 1972 (Emeritierung) Professor für Wissenschaft von der Politik an der Justus-Liebig-Universität Giessen.

(2) Erich Gerlach (1910-1972) wurde 1932 als Linksabweichler aus der KPD ausgeschlossen, trat dann in die SAPD ein, ging 1933 nach Bern und Spanien und kehrte nach Deutschland zurück, wo er ab 1942 in der Reichswehr dienen mußte. 1945 gehörte er zu den Wiedergründern der SPD, bekleidete mehrere Parteiämter und war von 1947 bis zu seinem Tode MdL in Niedersachsen. Seine Tätigkeit als Lehrbeauftragter der TU Hannover trug in erheblichem Maße dazu bei, Karl Korsch's Ideen bekannt zu machen und eine Schule von Korsch-Anhängern und Experten in Hannover zu bilden. Dieser Schule gehört u.a. der nach Erich Gerlach beste Kenner Korsch's in der BRD, Michael Buckmiller, der die Gesamtausgabe der Werke nach dem Tode Gerlach's als verantwortlicher Herausgeber betreut, an. (s. dazu unten, Anm. 23)

(3) Korsch hatte schon 1946 eine Arbeit unter dem Titel »A Non-dogmatic Approach to Marxism« veröffentlicht (in: Politics, Hrsg. D. McDonald, Band 3, Nr. 5, New York, S. 151-154). Es gibt eine dt. Übersetzung in »Politicon«, Nr. 38 (Oktober-November 1971), Göttingen, S. 8-11.

(4) Er wurde trotzdem zum »Klassiker des Antirevisionismus« proklamiert, s. unten S. 51.

(5) So Erich Gerlach in seinem Vorwort zu »Marxismus und Philosophie«, Europäische Verlagsanstalt Frankfurt - Europa Verlag Wien, 1966 (S. 7)

(6) »Entschiedene Linke« nannte sich die Gruppe um Korsch und Schwarz, die 1926 von der KPD ausgeschlossen wurde.

(7) S.a.a.O. Eine französische Übersetzung war zwei Jahre vorher erschienen (»Marxisme et philosophie«, Traduit par Claude Orsoni. Présenté par Kostas Axelos. Les Éditions de Minuit, Paris 1964. Der Band enthält als Anhang die »Thesen über Hegel und die Revolution« aus dem Jahre 1932 und die »Zehn Thesen über den heutigen Marxismus«, besser bekannt als »Zürcher Thesen«).

(8) S. a.a.O., S. 9-30. Die Zitate sind aus den Seiten 10, 11, 28 und 30 entnommen worden.

(9) S. Hans Jürgen Krah, »Konstitution und Klassenkampf«, Verlag Neue Kritik, Frankfurt 1971, S. 250. Dasselbe hatte schon Rudi Dutschke 1966 gefordert, s. dazu Hans Manfred Bock, »Geschichte des 'linken Radikalismus' in Deutschland. Ein Versuch«, edition suhrkamp, Nr. 645, Frankfurt 1976, S. 231 bzw. Anm. Nr. 268 auf S. 337. Siehe dazu auch: »Die Linke gegen die Parteiherrschaft«, hrsg. und eingel. von Irits Kool, Walter Verlag, Freiburg i. Br. 1970.

(10) Einer der Vertreter der Frankfurter Schule, Alfred Schmidt, gab heraus und kommentierte das Buch von A. Pannekoek »Lenin als Philosoph«. Dem Buch waren eine positive Rezension von K. Korsch und eine noch positivere Einleitung von Paul Mattick beigegeben (S. Anton Pannekoek, »Lenin als Philosoph«, hrsg. von Alfred Schmidt, Reihe »Kritische Studien zur Philosophie«, Europäische Verlagsanstalt Frankfurt — Europa Verlag Wien, Frankfurt 1969). Korsch's »ergänzende Bemerkungen« zu Pannekoek's Kritik von »Materialismus und Empiriekritizismus« waren zuerst auf Englisch im Jahre 1938 veröffentlicht worden.

(11) Belege bei Bock, a.a.O., S. 170 ff., 183.

(12) Man denke z.B. an Arbeiten wie »Über den Terror in Sowjetrußland und über die Aufgaben des Proletariats angesichts des näher rückenden Krieges. Reichstagsrede des Genossen Korsch am 24.6.1927«, zu lesen in: »Kommunistische Politik«, 2. Jg. Nr. 11/12.

(13) So nannte sich eine 1964 aus dem Kreise des SDS gebildete Aktionsgruppe in München.

(14) S. Wilhelm Reimund Beyer, »Tendenzen bundesdeutscher Marx-Beschäftigung«, Köln 1968, S. 87 ff.

(15) S. z.B. Günter Bartsch, »Anarchismus in Deutschland«, Band 3, Hannover 1972, S. 403.

(16) S. Belege bei Bock, a.a.O. S. 266.

(17) Siehe Jörg Kammler, »Politische Theorie von Georg Lukács«, Luchterhand Darmstadt und Neuwied, 1974, bes. S. 321-325. Sehr nützlich sind auch die hier enthaltenen bibliographischen Angaben über die Korsch-Literatur in der BRD bis zum Jahre 1973 (s. ebda. S. 336, Anm. 18).

(18) S. R. Albrecht »Marxismus — bürgerliche Ideologie — Linksradikalismus. Zur Ideologie und Sozialgeschichte des westeuropäischen Linksradikalismus«, Verlag Marxistische Blätter

- (Reihe »Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie«), Nr. 55, Frankfurt/Main 1975, S. 10-76.
- (19) Siehe z.B. »Sozialistische Politik«, Heft 22, 1973 (West-Berlin). Die in der Anm. 18 zitierten Arbeiten über Korsch waren vorher in verschiedenen Zeitschriften erschienen.
- (20) S. Vera Wrona, »Karl Korsch und die bürgerliche und revisionistische Marxismuskritik«, in: DZfPh, 9/1969. Auch: H.J. Röscher, »Neues im Revisionismus?«, Berlin 1975.
- (21) Siehe »Von der Philosophie des Proletariats zur proletarischen Weltanschauung«, in: »Marxismus-Studien«, 2. Folge, 1957, und »Das Verhältnis des Marxismus zu Hegel«, in: »Das Parlament«, 1958, später mehrmals veröffentlicht in anderen Zeitschriften bzw. Büchern des Autors.
- (22) Siehe seine Anmerkung zu Karl Korsch's Aufsatz »Das sozialistische und syndikalistische Sozialisierungsprogramm« (in: »Sozialistische Politik«, 5. Jg., Nr. 8). Von Oertzen kommentierte auch die Rolle Korsch's in der deutschen Rätebewegung 1918-1919: s. »Betriebsräte in der Novemberrevolution. Eine politikwissenschaftliche Untersuchung über Ideengehalt und Struktur der betrieblichen und wirtschaftlichen Arbeiterräte in der deutschen Revolution 1918/19«, Düsseldorf 1963.
- (23) Über E. Gerlach s. Anm. (2). Die namhaftesten Korsch-Aktivistinnen und Korsch-Experten stammen aus dem Kreis um Gerlach in der TU Hannover: Jürgen Seifert, Michael Buckmiller, G. Langkau oder W. Zimmermann. Die Göttinger Studentenzeitung »Politicon« hat sich ebenfalls um die Rezeption von Korsch's Philosophie und Ideologie besonders eifrig bemüht. Die von der Europäischen Verlagsanstalt angekündigte, auf 10 Bde. geplante Gesamtausgabe der Werke Karl Korsch's (von der inzwischen die Bde. 1 und 2 erschienen sind, der längst angekündigte Band 3 soll 1985 erscheinen), wird von M. Buckmiller herausgegeben unter der Mitarbeit von Götz Langkau und Jürgen Seifert. Der Verlag SOAK, Hannover, ist neben der EVA das wohl wichtigste Sprachrohr der Korsch-Rezeption: s.z.B. M. Buckmiller, »Karl Korsch und das Problem der materialistischen Dialektik. Historische und theoretische Voraussetzungen seiner ersten Marx-Rezeption«, SOAK Verlag Hannover 1976 und W. Zimmermann, »Korsch zur Einführung« (Reihe Forschungsberichte — Einführungen), SOAK-Verlag Hannover 1978. Auch in Hannover erschien Rudi Dutschke's »Bibliographie des revolutionären Sozialismus«, 1969, und zuletzt: »Zur Aktualität von Karl Korsch« (hrsg. von Michael Buckmiller), Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 1981.
- (24) Erich Gerlach, »Karl Korsch gestorben«, in: »Sozialistische Politik«, 9. Jg. Nr. 2, 1962; ders.: »Denkmal für Karl Korsch«, in ebda. Nr. 8, 1962. Siehe auch ders.: »Karl Korsch und der Marxismus«, in: »Neue Politik«, Nr. 28, Nov. 1963.
- (25) In seinem Vorwort zur französischen Übersetzung von »Marxismus und Philosophie« (s. oben, Anm. 7) bezieht sich schon Kostas Axelos auf dieses Wort von Brecht (a.a.O., S. 14), allerdings ohne Angabe der Quelle.
- (26) Die Einschätzung des Räte-systems durch Korsch als reine Selbstverwaltung der Produktionsmittel und nicht als Keimform eines neuen Staates, als Ausdruck der gesellschaftlichen Autonomie auf der Ebene der ökonomischen Produktion und nicht als politisches Instrument (wie es z.B. Antonio Gramsci tut), ebenso wie seine Einschätzung der »Sozialisierungsfrage« als eine der Ökonomie und nicht des Staates sind für Brecht ein Beweis dafür, daß Korsch doch kein Leninist war. (S.z.B. Bert Brecht, »Arbeitsjournal 1938 bis 1942«, Werkausgabe, Ed. Suhrkamp, Frankfurt 1974, S. 221. Siehe auch, über dieses Problem der Beziehung Korsch-Brecht, unten, Anm. (27).)
- (27) Siehe Richard Albrecht, a.a.O., S. 77-106, insbes. Anm. 30 auf Seite 157.
- (28) S. H.J. Krahel a.a.O., S. 136-144

Die Partei ist so groß, daß absolute Freiheit der Debatte innerhalb ihrer eine Notwendigkeit ist.

Friedrich Engels (1890) MEW 37, 440

Texte aus:

Bertolt Brecht

Untergang des Egoisten Johann Fatzer

(Re-)Konstruktion der Spielfassung von einer münsteraner Arbeitsgruppe

Von 1927 bis 1931 hat Bertolt Brecht am Projekt eines Stückes gearbeitet, dessen Titel »Untergang des Egoisten Johann Fatzer« lauten sollte; ein Fragment erschien 1930 in den »Versuchen«. Das gesamte, nicht leicht zu strukturierende Material liegt im Brecht-Archiv in Berlin. Eine münsteraner Arbeitsgruppe hat diesen Teil des Nachlasses bearbeitet. Das Ergebnis ist der Vorschlag einer recht umfangreichen Spielfassung, die in diesem Jahr veröffentlicht werden soll.

Das Stück spielt am Ende und nach dem Ende des ersten Weltkriegs: Vier Soldaten desertieren von der französischen Front; treibende Kraft ist Fatzer. Die vier Männer setzen sich nach Mülheim ab und finden bei der Frau von einem von ihnen ein enges Quartier. Sie leben im Untergrund, schlagen sich mühsam durch. Fatzer, ihr Anführer, erweist sich zunehmend als unzuverlässig. Immer erneut stellt er seine individuell-anarchischen Interessen über die Normen und Überlebensinteressen des kleinen Kollektivs, das auf ein Ende des Kriegs und auf eine Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse wartet. — Die Lage spitzt sich schließlich so weit zu, daß beschlossen wird, Fatzer zu liquidieren. Hierzu kommt es nicht mehr. In den Kämpfen im Zusammenhang der November-Revolution kommen alle vier um.

MARTIN JÜRGENS

Brecht zum 'Fatzer':

»In Mülheim an der Ruhr trug sich in der aller Moral Entblößten Zeit des ersten Weltkriegs eine Geschichte Zwischen vier Männern zu, die mit dem völligen Untergang Aller vier endete, aber inmitten von Mord, Eidbruch und Verkommenheit die blutigen Spuren einer Art neuen Moral zeigte.«

(Fatzers erste Rede über den Massenmenschen)

Feuer und Wasser kämpfen auf der einen
Seite, auf der andern Feuer und Wasser.
Blickten sie bloß zurück aus der
Blutigen Umklammerung, sie sähen
Jeder hinter sich stehend
Den Feind, und so sah ich
Nach drei Jahren blindwütigen Kriegs
Vorhin plötzlich hinter mich und sah
Vor mir, gegen den ich focht: meinen Bruder,
Hinter mir aber und hinter ihm: unsern Feind.
Denn dieser Krieg
Geht gegen uns. Mit unserem Arm
Wird unsere Person bekämpft.
Und falsch
Sind ausgewählt die Gegner, es
Beziehen die gegnerischen Positionen
Die falschen Haufen.
Freund und Feind auf einem Haufen,
Auf dem anderen auch Freund und Feind.
Und alle diese fechten,
Gewohnt nach einem Plan zu handeln,
Den sie nicht kennen. Eingeteilt
Zu werden ist ihnen gleich Lust als
Für Weiber gevögelt werden. Die die
Hackmaschine bedienen, wollen nichts
Als Hebel bedienen.
Und so rückt
Die geordnete Masse der Menschheit
Zu falschem Zweck aus
Und so
Wird mißbraucht die neue
Kunst und Lust am Gleichtakt.
Ich
Mache keinen Krieg mehr.

(Fatzers zweite Rede über den Massenmenschen)

Ich bin gegen eure mechanische Art,
Denn der Mensch ist kein Hebel.
Auch habe ich starke Unlust, einzig zu tun
Von vielen Taten die, welche mir nützlich. Aber Lust
Zu vergraben das gute Fleisch und zu spucken
In das trinkbare Wasser.
Dies ist nicht einfach.

Ihr aber rechnet auf den Bruchteil aus,
Was mir zu tun bleibt und setzts in die Rechnung.
Aber ich tu's nicht! Rechnet!
Rechnet mit Fatzers 10-Groschen-Ausdauer
Und Fatzers täglichem Einfall!
Schätzt ab meinen Abgrund,
Setzt für Unvorhergesehenes fünf;
Behaltet von allem, was an mir ist,
Nur das euch Nützliche.
Der Rest ist Fatzers.

(Fatzers dritte Rede über den Massenmenschen)

Wie früher Geister kamen aus Vergangenheit,
So jetzt aus Zukunft, ebenso
Klagend, beschwörend und ungreifbar,
Einzig bestehend aus Stoff deines eigenen Geists,
Seiner Furcht zuvorderst, denn immer Furcht
Zeigt an, was kommt. Direkt vom Aug
Geht ein Strang zu Furcht. Dieser Geist des Massenmenschen
Lähmt mich besonders.
Seine Art ist mechanisch.
Einzig durch Bewegung zeigt er sich.
Jedes Glied auswechselbar. Selbst die Person
Mittelpunktlos.
Nicht Geist ist's, was ihm fehlt zur Vollkommenheit,
Sondern nur Stoff.
Was ihr nicht begreift, ist die Mechanik.
Eure ungesunde Lust,
Wie Räder zu sein.
Ich aber will's nicht.
Ich will aufpassen, was sie machen,
Denn
Es ist Methode drin, die sie nicht kennen.
Ich aber kenn sie.
Trät man ihnen mit einem Stiefel
In die Visagen, sie merktens nicht.
Die haben Visagen wie hornige Hufe.
Sie werden nicht
Viel anders. Sie sind
Nichts als unzerstörbar. Ich aber
Will nicht so sein.

(Fatzer:)

Denn mir ist übel, glaubt
 Mir: mir ist übel.
 Ich kann nicht tun mehr,
 Was gut mir und vorbestimmt,
 Und das, was euch nichts
 Ausmacht: daß der Regen
 Von oben nach unten fällt,
 Das ist mir
 Ganz unerträglich. Daß
 (Im) Alfabet
 Nach A B kommt und nichts
 Sonst, euch ist's recht,
 Aber mir ist's ganz ärmlich.

(Chor:)

Dies alles ist das Geschäft der Zeit.
 Wer den Fluß eindämmt, sieht, wird er alt genug,
 Noch, wie der Damm zerfällt oder
 Der Fluß ausbleibt.

...

Sehet, der Stoff reicht aus.
 Ordnet ihn nur, es bleibt übrig genug.
 Traget nur Wasser in Wüsten, es bleibt
 Immer noch Sand. Fürchtet euch nicht:
 Das Ende ist nicht erreichbar.

Über die Lehre

Wie soll der einfache Mensch die Lehre betrachten?
 Wenn er sie beherzigt, mag er sie verachten; wenn er sie aber nicht
 beherzigen kann, soll er sie wenigstens ehren.
 Warum kann er sie verachten?
 Weil sie mit leichter Mühe gelehrt ist.
 Warum kann er sie ehren?
 Aus dem selben Grunde.
 Warum soll er sie beherzigen?
 Da sie Nutzen bringt.
 Warum sollte er sie nicht immer beherzigen können?
 Weil er nicht stark genug ist.
 Warum gesteht der Lehrende ein, daß sie nicht immer beherzigt werden
 kann?

Weil dies die Wahrheit ist.
 Warum lehrt der Lehrende, daß er ehren möge,
 was er nicht beherzigt?
 Weil er sonst verachtet, was er nicht beherzigt.
 Warum aber soll er es ehren?
 Daß es nicht in Vergessenheit gerät und die
 wahren Richtlinien, denen Gewalt angetan wurde,
 unverändert geblieben sind, wenn die Gewalt
 eingegangen ist.
 Kann die Lehre die Gewalt zerstören?
 Möge die Gewalt nicht die Lehre zerstören!
 Was hilft gegen den Gewalttätigen?
 Sein Tod hilft. Wenn der Gewalttätige gestorben ist
 und die Leute die Lehre im Gedächtnis behalten haben,
 werden sie an seinem Grabe die Lehre wiederholen.
 Warum ist die Lehre nicht in Erz gegraben?
 Weil das Erz zu vergänglich ist und verloren werden
 kann. Die großen Gebäude aus Granit halten
 nicht, aber die leichten Bauernhütten werden immer
 erneuert und halten. Also:
 wie lang halten die Steine und wie lange halten die Bauernhütten?

Manfred Vosz

Auf beiden Seiten der Front

Eine Reise durch El Salvador / Teil II

Unser Campamento liegt im dichten tropischen Regenwald, Hütten, Zelte und Unterstände in den Falten des Gebirges, von oben durch die Bäume geschützt. Auch weitreichende Artillerie kann wenig ausrichten. Weiter oben am Berg stehen das Hospital, die Funkergebäude, Wohngebäude der Bauernmilizen, die Sprengstoff-Werkstätte und die Lehmhütte der Leitung. Die Hängematten in den Hütten reichen nicht für alle. Wir schlafen mit einer Plastikfolie auf dem Boden. Die Plastikfolie gehört zur Grundausrüstung der Companeros wie das Gewehr, eine Taschenlampe, eine Feldflasche, ein Poncho oder eine dünne Decke und ein Messer.

Unser Campamento hat eine Luxuslatrine. Die Grube ist mit Ästen abgedeckt. Sie hat zwei Tritte. Von hier aus ist der Blick über Apopa, Ilopango und San Martín, die Vorstädte von San Salvador, phantastisch.

Heute stellt sich heraus, daß wir falsch ausgerüstet sind. Bei der Vorbereitung hieß es, die Armee werde uns mit dem Notwendigsten versorgen. Aber die Befreiungsarmee ist arm. Unsere offene Hütte dient zugleich einer Krankenschwester als Unterrichtsraum, Behandlungszimmer und Wohnung. Schwester Pati wird Doktor genannt. Sie war ein halbes Jahr in Moskau zur Ausbildung. Der festgetretene Lehm Boden ist sehr hart. Wir brauchen fünf Tage, um richtig schlafen zu können. Jeder Muskel schmerzt. Valentin hat an beiden Knien eine Bänderzerrung und kann nicht mehr laufen. Das Essen ist ungewohnt. Es gibt dreimal am Tag je zwei Tortillas und Bohnen oder Bohnenbrei, Bohnensuppe, Bohnen mit Biß. Valentin kommt auf die Idee, die Tortillas rösten zu lassen. Jetzt ist der Teig gar, und die Kuchen sind unserem Geschmack angepaßt. Gewöhnlich ißt man die Tortillas heiß im angegarten Zustand.

Die Ernährung ist sehr einseitig. Vor allem in der Regenzeit, wenn die Sommerfrüchte abgeerntet und die Winterfrüchte, Orangen, Nüsse und Zitronen, noch nicht reif sind. Einige der Companeros sind ständig auf der Suche nach Eßbarem. Den ehemaligen Landarbeitern fällt das leichter als denen, die aus der Stadt zur Guerilla gekommen sind.

Der Ausblick oberhalb der Hauptlagers heißt Miramonte. Der weite Talkessel ist genau zu überblicken. Abends treffen sich hier die Compas aus San Salvador und schwelgen in Erinnerungen beim Anblick der bunten Lichter der Hauptstadt. Man sieht bis nach Ilopango hinüber, von wo die Hubschrauber starten. Im Camino Real sagte man, daß Reagan weitere zwölf Helikopter bis Ende '84 zu liefern versprochen habe. Damit wären dann 35 im Einsatz. Die Hubschrauber kommen uns hier in El Salitre erst

richtig ins Bewußtsein. Ständig ist die Luft von irgendeinem Hubschraubergeräusch erfüllt. Wenn sie näher kommen, wird das Lager unruhig. Die Posten verfolgen die Richtung des Fluges. »La ropa! La ropa!« (Die Wäsche! Die Wäsche!), ruft man, und jeder rennt los, um die hellen Wäschestücke in den Schatten zu tragen, damit sie vom Hubschrauber nicht ausgemacht werden können. Über Erlebnisse mit Hubschraubern kann jeder im Lager berichten. Vor allem die Bauern und Fischer in der Zona baja sind bei der Feldarbeit ständig bedroht. Die FMLN verfügt über keine Luftabwehrwaffen. Gewehrschüsse richten gegen die von unten gepanzerten Flugzeuge wenig aus. Wir haben beobachtet, wie Hubschrauber in etwa 800 Meter Höhe über uns hinwegflogen und einzelne Hütten beschossen. Die Ohnmacht macht die meiste Wut.

Die Leitung hat Salomón zu unserem Verbindungsmann und Betreuer bestimmt. Mit ihm diskutieren wir die weitere Filmarbeit. Salomón ist seit zwei Jahren bei den bewaffneten Einheiten. Vorher war er Gewerkschaftssekretär in San Salvador. Auf Einladung internationaler Gewerkschaften besuchte er die Bundesrepublik. »Ich bin aus einer Arbeiterfamilie, ein Sohn der Erde Cuscatlans. Mein Vater war Handwerker und wurde später Industriearbeiter. Meine Brüder und ich mußten von klein auf mitarbeiten, um die Familie durchzubringen. Ich hatte Glück. Ich arbeitete nachts und ging am Tag zur Schule. Es gelang mir, das Abitur zu machen. Dann begann ich in einer chemischen Fabrik zu arbeiten. Schon nach einem Jahr wählten mich die Arbeiter in die Gewerkschaftsleitung des Unternehmens. (...) Unsere Politik war immer eine Bündnispolitik mit den Bauern und Landarbeitern. Wir haben es so gesehen: nur zusammen können wir den Feind besiegen und den Fortschritt unseres Landes bewirken. Ich wurde zum Gewerkschaftsführer auf nationaler Ebene gewählt. Wegen dieser einfachen Tatsache betrachteten mich die Todesschwadronen als persona non grata. An einem 15. Oktober morgens früh holten sie mich aus der Wohnung. Sie waren sehr gewalttätig. Sie trugen keine Uniformen. Mir war klar, daß das Mitglieder der Todesschwadronen waren. Ich war fünf Tage in ihrer Gewalt ohne Kontakt zu meinen Kollegen. Ich wurde brutal geschlagen und gefoltert. Dann merkte ich an ihren Fragen, daß sie vorsichtiger wurden. Draußen forderten meine Arbeitskollegen meine Freilassung. Fragen nach meinen Reisen. Sie unterstellten mir Kontakte nach Cuba und zur Sowjetunion. Dort war ich leider nie. Es war so, daß uns einige Gewerkschaftsverbände aus Westeuropa eingeladen hatten. So war ich unter anderem in Belgien, Frankreich und in der Bundesrepublik, bei der IG Metall in Frankfurt. Nach fünf Tagen brachten sie mich in eine Zelle zu anderen Gefangenen. Am elften Tag wurde ich ohne Prozeß in das zentrale Gefängnis von Mariona überführt.

Im Gefängnis schloß ich mich der dritten Front an und wurde Mitglied im Komitee der politischen Gefangenen (COPEs). Wir kämpften für die Verbesserung unserer Situation, für bessere Verpflegung und bessere Behandlung durch die Wärter. Wir setzten durch, daß unsere Zellentüren am Tage offen bleiben konnten. Das waren harte Kämpfe mit Demonstrationen und Hungerstreiks. Aber wir haben uns durchgesetzt. Nach einem Jahr wurde ich entlassen und lebte einige Zeit bei meiner Familie. Aber meine Situation

hatte sich total verändert. Ich konnte in der Stadt nicht mehr leben: Ich mußte raus. Ich mußte dieses korrupte System mit aller Kraft bekämpfen. So schloß ich mich der Front an. Meine Frau und meine kleine Tochter sind in der Stadt zurückgeblieben.«

Die erste Nacht auf kalter Erde war durchgestanden. In der Dämmerung hörten wir die Melodie der Internationale. Nach dem Aufstehen formieren sich die einzelnen Gruppen zum Morgen-Appell. Die Internationale gehört zum Alltag. Sie wird bei jedem Anlaß gesungen. Beim Abend-Appell singt man ein Lied der FMLN.

Beim Morgen-Appell wird nach der Arbeitsaufteilung für den kommenden Tag die jeweilige politische Situation analysiert. Weil nicht alle Transistorgeräte haben, gibt man auch die wichtigsten Nachrichten von Radio Venceremos vom Vorabend weiter. Für die kämpfenden Einheiten endet der Morgen-Appell mit einer halbstündigen schweren Gymnastik.

Bei uns sind die ersten Flöhe eingefallen. Es fällt uns auf, daß sie uns mehr zurichten, als die anderen. Wir waschen jeden Morgen die Kleider, in denen wir geschlafen haben. Das Ungeziefer wird weniger. Dafür gibt es ein neues Problem. Wenn man nicht aufpaßt, wird die Wäsche nicht trocken. Hier, unterhalb des Gipfels des Guazapa regnet es oft. Jedes Sonnenloch muß genutzt werden, sonst zieht man am Abend die nassen Sachen an, oder das Ungeziefer schlägt zu.

In El Salitre ist eine Sanitätsstelle eingerichtet worden. Eine Hütte, die nach drei Seiten offen ist. Drei Holzbretter am Boden deuten die Betten an. Gegenwärtig ist das Krankenhaus nicht belegt. Lediglich ein Milizionär kommt zur stationären Behandlung. Er hat sich vor drei Tagen in den Fuß geschossen. Die Kugel ist zwischen der großen und der Nachbarzehe durchgeschlagen und hat dabei die große Zehe halb abgerissen. Die Wunde ist vereitert und hätte auch genäht werden müssen. Stattdessen schneidet man mit einer Schere die entzündeten Stellen ab und wäscht die Wunde mit einer Jodlösung. Es gibt keine ausgebildeten Ärzte. Später lernen wir William näher kennen, der mit uns hierhergekommen ist. Er ist Arzt. Er soll in Chaltenango eingesetzt werden.

An technischen Geräten verfügt das Lazarett über ein Operationsbesteck, das in eine Leinentasche eingewickelt ist, über Fieberthermometer und Verbandszeug. Es fehlt an den wichtigsten Medikamenten. Das Operationsbesteck wird in einer alten Würstchendose sterilisiert. Medizin ist schwer zu beschaffen. Die Regierung kontrolliert die Apotheken in der Hauptstadt sehr genau. Es gibt immer wieder Engpässe.

Die Kommunikation der Zentralfront am Guazapa zwischen den einzelnen Gruppen der FMLN wird im Nahbereich schriftlich über Melder aufrechterhalten. Als Melder werden Kinder im Alter von acht Jahren an eingesetzt. Sie bringen auch die Verpflegung an die Außenposten, die das Campamento bewachen. Die gesamte Front ist durch ein Sprechfunksystem miteinander verbunden. Für operative Durchsagen benutzt man einen Zahlencode, der nach Aussage eines der politischen Leiter der FMLN nicht geknackt

werden kann. Das ganze Land ist von solchen Sprechfunkstellen überzogen. Man beobachtet, wann welche Flugzeuge in welche Richtung den Flughafen Ilopango verlassen. Man gibt weiter, welche Truppenbewegungen der Regierungstruppen über welche Straßen erfolgen. Man koordiniert gemeinsame Angriffe. Die Kommunikation funktioniert schnell und reibungslos. Schon zwei Tage nach Bekanntgabe des Dialogangebotes Duartes traf sich in der Nähe von San Vicente die Inlandführung der FMLN/FDR zur Abstimmung des Vorgehens und der Teilnahme in La Palma. Jeder der Leiter mußte den Weg nach San Vicente zu Fuß zurücklegen. Fahrzeuge stehen hier an der Zentralfront nicht zur Verfügung. Es gibt bestenfalls Pferde oder Mulas.

In einer kleinen, vier mal vier Meter großen Hütte werden Minen gebaut. Uns werden die Zündsysteme und die einzelnen Minenformen erklärt. Eine Art von Handgranaten wird mit einer Zigarette gezündet. Andere Minen sehen primitiv aus, sie sind als Schutz gegen die Nässe in Plastikfolie eingewickelt. In der vergangenen Woche hatte die Mineneinheit zwei Mann verloren. Sie haben sich beim Legen der Minen unterhalb des Robla selbst in die Luft gesprengt. Wir fragen den Teniente, ob das die Waffen aus Nicaragua seien, von denen Ronald Reagan immer spricht. »Vielleicht sind sie das. Aber Ihr seht doch selbst, daß das Produkte unserer eigenen Anstrengung sind. Wir haben sie ersonnen und gebaut. Das sind Zuckerrohrstücke, Rohre, Dosen, einige Patronenhülsen, Kugeln und Plastiktüten. Vielleicht meint der Feind ja selbst, daß wir das aus der Sowjetunion, aus Cuba oder aus Nicaragua bekommen. Lächerlich. Diese einfachen Minen. Aber uns helfen sie viel. Das Volk beschafft die Waffen. Hier, das ist kleingehacktes Gußeisen aus den Seitenteilen von alten Nähmaschinen. Aluminiumnitrat wird als Dünger in der Landwirtschaft gebraucht. Daraus sind unsere Bomben. Der Feind kann nicht begreifen, daß wir ihn mit diesen einfachen Mitteln in Schach halten. Da müssen die Gringos noch ein paar Dollars zulegen. Selbst dann schaffen sie es nicht, uns auf die Knie zu zwingen. Ein bißchen Blech, ein bißchen Draht, einige Plättchen und ein paar Trockenbatterien als Kraftpaket. Das ist alles. Dann kommt es nur noch darauf an, die Mine an der richtigen Stelle zu plazieren. Und glaubt mir, die kennen wir genau.«

26.9.84

Das Campamento in El Salitre ist ein Stützpunkt der FAL (Bewaffnete Befreiungsfront). Sie ist personell die drittstärkste Gruppe in der FMLN und steht der Kommunistischen Partei El Salvadors nahe. Die hier stationierte militärische Einheit gehört zum Bataillon Rafael Aginada Carranza, in den in El Salvador heiß geliebten Abkürzungen BRAC genannt. An diesem Nachmittag sind wir zu einer Manifestation von der Leitung der FAL eingeladen worden. An zerstörten Häusern des ehemaligen Dorfes El Salitre vorbei treffen wir auf einer Waldlichtung eine Versammlung von zweihundert Menschen. Valentin läuft wie Rübezahle mit einem dicken Stock. Unterwegs werden wir von einem verdächtig tief fliegenden Hubschrauber aufgehalten. Wir gehen in Deckung. Eine Massenansammlung im Kampfgebiet ist risikoreich. Der Hubschrauber dreht ab.

Es ist ein buntes Bild. Die jungen Männer haben sich herausgeputzt. Viele

Companeras tragen farbenfrohe Kleider. Es sind alle versammelt: die Melder, die Milizionäre, die Versorgungseinheiten und die Kämpfer und Kämpferinnen. Am Rande der Lichtung begrenzen aus Bambus zusammengebundene Bänke den Platz. Eine Formation von zwanzig Soldaten exerziert. Ein Kraft- und Ausdauertraining. Waffen-Ballett, Aerobic für Soldaten.

Das Gewehr wird in Vorhalte genommen, nach links gedreht, nach rechts gedreht, mit dem Schaft durch die Beine, Gewehr hoch, Gewehr gedreht, mit dem Lauf durch die Beine. Nochmal, das ganze zehnmal, neue Übung. Die Truppe kommt ganz schön ins Schwitzen. Alle sind mit Eifer bei der Sache. Ich bemerke, wie vor allem Jüngere versuchen, die Übungen nachzumachen. Die Frauen aus der Küche verteilen süße Reiskuchen und Bohnenkaffee. Gruppenspiele, Scharaden, Pantomimen und Tanz beschließen das Treffen. Wir stolpern im Dunklen zu unseren Leimbetten zurück.

29.9.84

Aufbruch nach Norden. Wir wollen weiter in Richtung Chalatenango marschieren. Wir müssen das Guazapa-Massiv in halber Höhe weiträumig umgehen, um in die Zona baja zu gelangen. Wir brechen gegen vier Uhr am Nachmittag auf. Für Valentin ist eine Mula organisiert worden. Ein zweites Maultier trägt unser Gepäck. Wieder ist eine Vorhut unterwegs, die den Weg absichert. Mit uns gehen Salomón, William, der Arzt, Judy und Miriam, zwei junge Frauen, die wir in El Salitre kennengelernt haben, Angel, der 16jährige, und noch zwei junge Männer, mit denen wir bis dahin nicht zusammengetroffen waren.

Zunächst ist alles wie ein bequemer Spaziergang. Die Sonne scheint. Es ist angenehm warm. Der Weg ist nicht steil. Nach zwei Stunden — wir sind inzwischen an der Ostseite des Guazapa angekommen — erreichen wir das Campamento der 1. Kompanie des BRAC. Salomón hat einen feinen Ledersattel ausgeliehen. Jetzt thront Valentin nicht nur auf einer alten Pferdedecke. Bei Einbruch der Nacht beginnt der nächste Aufstieg. Durch Bananenplantagen, Mischwald und später durch Maisfelder führt der Weg 200 Meter unterhalb des Robla vorbei. Das ist einer der beiden Gipfel des Guazapa-Vulkans, die von Regierungssoldaten besetzt sind. Hier sollen 2000 Soldaten stationiert sein, die wie in Sotchitoto mit Hubschraubern auf den Gipfel geflogen werden. Sie sind eingeschlossen von den Einheiten der FMLN.

Die Nacht ist stockfinster, und es beginnt zu regnen. Es darf kein Licht gemacht werden. Wir sind in Reichweite der Regierungstruppen. Der Weg schlängelt sich den Berg hinunter und ist steil, schlammig, steinig und unberechenbar. Meine Arme sind verschrämmt von den Zweigen der Büsche. Bei diesem Marsch ist meine Position ungünstiger. Vor mir haben nur kleinere Companeros den Weg passiert. Jetzt laufe ich ununterbrochen in die zahlreichen, quer über den Weg gespannten Spinnweben. Mit den Armen rudert man links und rechts, um die Balance zu halten, falls man durch einen Stein, durch ein Loch, einen plötzlichen tiefen Tritt aus dem Gleichgewicht gerät. An steileren Stellen fassen wir uns alle an den Händen und gehen in einer Kette. Wir kommen nur zentimeterweise vorwärts. Der Regen hat zugenommen. Wieder füllen sich die Schuhe mit warmer Schmiere aus

Lehm, Schweiß und Regenwasser. Der Durst ist unerträglich. Wir trinken das Wasser aus den Bächen, die wir überqueren. Unsere Vorsicht ist unterminiert. Mehrmals stolpere ich und falle in schlammige Pfützen. Wir taumeln vorwärts. Wir versuchen uns gegenseitig zu stützen. Der Regen ist in ein Gewitter übergegangen. Jetzt sieht man bei den Blitzen für Bruchteile von Sekunden die Silhouette des Vordermanns und den Verlauf des Weges.

An einer Bank, bei einer kurzen Rast, erklärt uns Salomón, daß wir nun das befreite Gebiet der Zona baja erreicht haben. Wir atmen innerlich auf, weil wir mit dem baldigen Ende der Strapaze rechnen. Wir laufen auf einem steinigem Karrenweg weiter. Geruch von Feuer vermittelt den Eindruck der Anwesenheit anderer Menschen. Wir sind jetzt zehn Stunden unterwegs. Das ist eine Strecke, die die Einheiten der Befreiungsbewegung in sechs Stunden zurücklegen.

30.9.84

In der Dämmerung kommt Bewegung in die Herumliegenden. Die ersten Kolonnen brechen auf. In der Umgebung von Bauernhäusern wachsen die verschiedensten Obstbäume, die die Bauern zur Selbstversorgung anpflanzten. Wir suchen Eßbares, Orangen, Mandarinen oder Zitronen, aber wir finden nichts. Es ist wie beim ersten Aufenthalt im Urwald. Es fehlt die Erfahrung, die Natur zu erkennen. Wir müssen Blattformen, Baumformen und die dazugehörenden Früchte begreifen lernen. Erst wenn die Bilder bewußt gesehen werden, kann man sie wiedererkennen. Wir suchen orange Früchte, Orangen. Das ist unsere Erfahrung. Hier wachsen Früchte, die reif und süß im grünen Stadium sind. Wir haben sie nicht gefunden, nicht erkannt.

Der Wald bleibt hinter uns zurück. Vor uns liegt eine Ebene mit großen Zuckerrohrfeldern. Vereinzelt erheben sich Büsche und Palmen über die gleichförmige Fläche. Erst im letzten Augenblick erkennen wir einfache Gebäude, kleine offene Schuppen, unter Bäumen versteckt. Wir haben das nächste Campamento der FAL in der Zona baja erreicht. Wir werden von Daniel begrüßt. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, leicht untersetzt, mit blauen Augen und krausen Haaren. Daniel fällt auf, weil er Reste von Bügelfalten in der Hose trägt. Im Campamento sind mit uns an die 60 Leute versammelt. Die Frauen sind auf der vorderen Veranda des Hauptgebäudes mit der Zubereitung von Tortillas beschäftigt. Hinter dem Haus liegt ein kleines parkähnliches Wäldchen. Hier stehen zwei aus Bambus geflochtene Bänke. Bereits nach kurzer Zeit sind wir mit einer neuen Plage konfrontiert: Kongas, Bestien groß wie Stubenfliegen. Sie beißen, saugen Blut, wo sie sich hinsetzen, sie beißen durch Hemd und Hose. Sie fliegen vorwärts, rückwärts, seitwärts gleich schnell in alle Richtungen. Mit der Hand kann man sie fast nicht fangen. Wir lernen, sie mit einem dünnen Gummi abzuschießen. Es bereitet Genugtuung, die Konga-Kadaver auf die Ameisenstraßen zu legen und zuzusehen, wie die Ameisen sie in ihren Bau zerren. Die Bisse schmerzen wie die Stiche der Pferdefliegen. Die Kongaplage ist neu. Sie ist aufgekommen, seitdem der Rio Lempa aufgestaut wurde und das Wasser viele Täler überflutete. Die neuentstandenen Sumpfgebiete bilden die natürlichen Brutgebiete des Ungeziefers. In der Zona baja ist die

Malaria sehr verbreitet. Im Campamento sind zwei akute Krankenfälle. Wir haben uns nach El Salitre zurückgesehnt, wo es keine Kongas und Moskitos gibt. Das Campamento in der Zona baja ist verfloht. Daniel hat für uns Hängematten an der Straße nach Sotchitoto kaufen lassen. Jetzt wird es auch für die Flöhe schwerer, uns zu erreichen, weil wir vom Boden wegkommen.

In der Zona baja verteidigen Bauern und Landarbeiter das Land. Sie haben Milizen gebildet. Sie versorgen außerdem die Befreiungsbewegung mit den Grundnahrungsmitteln. Einige haben eine Fischer-Cooperative gebildet, die im nahen Cerrón grande, einem Stausee des Rio Lempa, mit Netzen und Harpunen Fische fängt. Der Ertrag wird aufgeteilt für das Campamento und den eigenen Bedarf. Die Fischer sind durch die Hubschrauber sehr bedroht. Oft fliegen die Piloten niedrig über den See und beschießen die kleinen Fischerboote, die nicht schnell genug die schützenden Ufer erreichen. Immer zwei Fischer tauchen mit Harpunen nach den Fischen. Sie sind erfolgreich und bringen bis zu acht Kilo schwere Welse als Beute an.

1.10.84

Wir haben mehrere Landarbeiterfamilien in ihren Häusern besucht. Fast immer sind die Häuser durch Bombenangriffe beschädigt. Man läßt die zerstörten Teile als Schutz stehen, damit es aussieht, als seien die Häuser aufgegeben und verlassen. Juan Antonio hat neun Kinder. Das älteste ist zehn Jahre alt. Juan Antonio war Landarbeiter ohne eigenes Land: »Wir sind hier aus der Gegend, aus Sotchitoto. Wir haben immer hier gelebt. Hier bleiben wir auch. Wir gehen nirgendwo anders hin. Hier haben wir die Erde kultiviert mit Bohnen und Mais. Wir haben versucht, uns in diesem Krieg zu verteidigen. Wir haben geheime Unterstände eingerichtet. Wir sind auch öfters nach Absprache mit den Companeros geflohen, wenn der Feind zu übermächtig war. Das ist unsere Art zu leben, seit vier Jahren. Wir haben ein Kind verloren. Ein Hubschrauber hat geschossen und es direkt in den Kopf getroffen. Das war beim Guazapa-Massaker. Das Kind ist gefallen, als wir auf dem Rückzug waren. Wir gingen weg von Tenango und mußten durch den Fluß an einer Stelle, wo keine Bäume waren. In der Luft waren Hubschrauber, Fugger A 37 und diese Push and Pull. Sie kamen ganz tief und warfen Bomben. Sie trafen dann mit einer Kugel mein Mädchen. Sie war damals neun Jahre alt.«

»Wie können Sie und Ihre Familie hier leben?« fragt Anita Juan Antonio.

»Die Sachen, die wir produzieren, verkaufen wir an die Organisation, an die revolutionäre Armee. Das ist das, was unser Volk zur Befreiung beitragen kann. Und wir verkaufen unsere Ernten, um Kleidung und Medizin kaufen zu können. Medizin fehlt am meisten. Wir können gerade so leben.«

2.10.84

Anita hat lange Gespräche mit Judy und Miriam geführt. Seit El Salitre sind wir täglich zusammen, bei den Mahlzeiten, beim Waschen, bei den Besuchen der Bauern, unterwegs auf dem Marsch. Judy und Miriam waren

verheiratet. Beide haben je ein Kind im Alter von vier Jahren. Die Männer sind gefallen, die Kinder leben bei Familienangehörigen in San Salvador. Anita wollte genauer wissen, wie die Frauen bei der Befreiungsorganisation an der Front leben. Judy: »In den militärischen Einheiten ist das Leben der Companeras eng mit der Organisation verknüpft. Sie müssen alle Kampfaufgaben erfüllen. Und das erledigen sie mit der gleichen Qualität. Die Companera bringt die gleiche Leistung.

Natürlich gibt es manchmal Schwierigkeiten. Wie sollten die ausbleiben? Einige haben im Campamento geheiratet. Andere waren schon verheiratet und haben sich gemeinsam oder auch einzeln der Guerrilla angeschlossen. Es gibt ledige Mütter. Das alles hat Einfluß auf das Leben im Kampf. Es macht den Krieg menschlicher.«

Miriam zieht in Plastikfolie eingewickelte Papiere aus der Hosentasche. Sie zeigt uns ein kleines Medaillon: »Das ist ein Foto von meinem Kind, als es zwei Jahre alt war. Es ist ein Junge. Jetzt ist er vier. Er lebt bei meinen Eltern. Wenn ich traurig bin, oder wenn ich mich sehr alleine fühle, schau ich mir das Foto meines Kindes an. Das hilft mir sehr. Es geht allen Frauen so. Wir haben unsere Mutterliebe nicht aufgegeben, verloren. Wir kämpfen hier, um wieder mit unseren Kindern zusammenleben zu können.«

»Wie ist das«, fragt Anita, »wenn sich zwei im Lager, bei einem Fest oder bei einem gemeinsamen Einsatz ineinander verlieben?«

»Das passiert so natürlich wie woanders auch. Hier nur mit dem Unterschied, daß die beiden ihre Zuneigung vor den anderen nicht verheimlichen. Man verliebt sich. Man kann auch heiraten. Der jeweilige politische Leiter würde die Rolle des Standesbeamten übernehmen. Unser Standesbeamter wäre Daniel. Man kann aber auch wieder auseinandergehen, wenn man auf die Dauer nicht miteinander auskommt. Heimlichkeiten soll es dabei nicht geben. Aber dieses Leben ist nicht einfach. Sehr oft gehören die beiden verschiedenen Einheiten an. Dann kann es passieren, daß sie sich wochenlang nicht begegnen. Es gibt viele dieser Paare. Schau hier!« Judy zeigt eine Handvoll kleingefalteter Briefchen, alle in Folie eingeschlagen. »Das sind Briefe von Freunden und Freundinnen an ihre Angehörigen, die sie mir mitgegeben haben, weil man vermuten konnte, daß ich sie treffen werde. Jeder von uns ist immer auch ein Briefträger von Liebesbriefen.«

Judy ist auf dem Weg nach Chalatenango. Sie wird eine Funktion in der zentralen militärischen Leitung übernehmen. Miriam arbeitet in einem Referat für Bildung und Öffentlichkeitsarbeit.

Überrascht hören wir am Nachmittag das Geräusch einer Schreibmaschine. Miriam schreibt im Stehen. Die Schreibmaschine steht auf einer Ablage aus gespleißten Bambusleisten. »Was tippst Du da?« frage ich. »Das sind die Statuten unserer Partei«, antwortet sie lächelnd. »Die Statuten der Kommunistischen Partei von El Salvador. Wir machen mehrere Abschriften davon, um sie hier zu verteilen, hier in der regionalen Organisation der Zentralfront Modesto Ramírez.«

4.10.84

Gestern abend sollte ein Treffen aller Gruppen der FMLN der Zentralfront stattfinden. Am Abend davor hatte sich herausgestellt, daß jeder der Beteiligten angenommen hatte, die jeweils andere Gruppe würde die Vorberei-

tung treffen.

Man hat erneut die Verantwortlichkeiten festgelegt. Das Treffen findet heute statt. Im Campamento herrscht große Erwartung. An der Wasserstelle haben Salomón, José und Angel den Kampf mit ihren Bärten aufgenommen. Man schabt ohne Apparat und Seife mit einer einfachen Rasierklinge. Eine halbe Stunde vor der Dämmerung brechen wir auf und erreichen nach einer Stunde Weg die Ruine einer alten Schule. Es ist dunkel. An den Außenwänden hat man brennende Kerzen angeklebt. Eine Musikgruppe stimmt ihre Instrumente. Es kommen immer mehr Menschen zusammen, Kinder, Männer und Frauen. Drei Frauen und ihre Kinder verkaufen süße Reiskuchen, selbstgemachte Bonbons und Erdnüsse.

Uns wird ein Platz angewiesen. Es ist sehr eng. Vor uns hängt die Fahne der FMLN. Hinter einem Transparent, das von zwei etwa zehn Jahre alten Jungen gehalten wird, haben bewaffnete Männer Aufstellung genommen. Man feiert den Abschluß des ersten Kurses der gemeinsamen Militärschule der Zentralfront. Über fünfzig Milizionäre haben teilgenommen und sind als Minenräumer ausgebildet worden. Man singt das Lied der FMLN. Jeder Führer der Gruppe meldet die Bereitschaft seiner Kompanie. Dann spricht der Oberkommandierende der Zentralfront und nimmt die Männer formal in die Reihen der Kämpfer auf. Die Rede geht in laut gerufene Slogans über. Alle antworten. Einige können sich mit ihren Stimmen nicht durchsetzen. Der Oberkommandierende unterbricht und fordert auf, wenn jemand mit seinem Spruch nicht durchkäme, ihn nochmal zu rufen, daß alle ihn verstehen und lernen können. Die Sprechchöre gehen in ein Lied der Musikgruppe über: Cuba, wir sind auf dem Weg zu dir

Für den Frieden und die Revolution! Kampf bis zum Sieg!

Kommandierender General! Befehl!

Für das vergossene Blut kämpfen wir mit dem bewaffneten Arm!

Ohne die Teilnahme der Frau gibt es keine Revolution!

Yanki Invasor raus aus El Salvador!

Nicaragua hat gesiegt, El Salvador wird siegen! Guatemala wird folgen!

In den Bergen werden wir das Herz des Feindes begraben!

Commandante Ana Maria! Wir schwören zu siegen!

Weil die Farbe des Blutes niemals vergessen wird, werden die Ermordeten gerächt!

Ein gemeinsames Essen ist vorbereitet. Die Fischer-Cooperative hat den Fisch beigesteuert. Und dann beginnt das eigentliche Fest. Zwei Musikgruppen spielen abwechselnd zum Tanz auf. Inzwischen sind mehr als fünfhundert Menschen versammelt. Das Fest platzt aus allen Nähten. Es dauert bis zwei Uhr morgens.

Über San Vicente deuten Blitze und ferne Detonationen auf eine Operation hin. Das wird uns nicht abhalten, heute hier zu feiern. Völlig erschöpft, aber froh und aufgetankt kehren die einzelnen Gruppen in ihre Campamentos zurück. Das gemeinsame Fest hat die Zusammenarbeit der Gruppen der FMLN gefestigt.

Am Morgen kommt die Nachricht, daß wir unseren Weg nicht fortsetzen können, weil die Passage über den See im Moment nicht benutzt werden kann. Wir müssen warten.

Später erhalten wir Besuch eines Belgiers aus Antwerpen, der im Campamento der RN lebt. Sein Paß ist abgelaufen, und er bittet uns, einen Brief mit rauszunehmen, wenn wir das Gebiet verlassen. Durch ihn werden wir auf unsere eigenen Papiere aufmerksam. Wir stellen fest: Unsere Aufenthaltsgenehmigung gilt nur für vier Wochen. Und die sind abgelaufen. Wir müssen dringend zurück nach San Salvador.

An diesem Morgen wird das Dialogangebot Duartes im Radio bekanntgegeben. Das Campamento ist in Aufregung. Überall bilden sich diskutierende Gruppen, die den Vorschlag Duartes skeptisch einschätzen. Man will den Dialog. Aber es bestehen Zweifel, ob Duarte das Angebot ernst meint oder ob es am Ende nicht einen billigen Werbegag für ihn und seinen Herrn, Ronald Reagan, bedeutet. Aber man will verhandeln. Das ist die einhellige Meinung.

Das Campamento ist übersät mit ausgesaugten, ausgespuckten Zuckerrohrfasern. Zwei Zentimeter dicke und meterlange braunviolette Zuckerrohrstücke werden mit der Machete gepellt. Von der weißen Stange werden mundgerechte Stücke abgebissen und weichgekaut. Der Saft schmeckt erfrischend kühl und süß. Das ausgelutschte Zuckerrohr wird ausgespuckt.

Der Weg nach Chalatenango ist versperrt. Wir können alle nicht weiter. In der Nacht hören wir die Detonationen von Bombenabwürfen in den Bergen von Chalatenango. Die Luft ist ständig von Düsenjägerlärm erfüllt. Die *Companeros* benutzen die Wartezeit, um ihre Gewehre zu reinigen. Die Waffen waren für uns am Anfang sehr ungewohnt. Es gibt drei Typen von Gewehren. Häufig ist das nordamerikanische M-16, das aus dem Vietnamkrieg bekannt ist. Gesehen habe ich auch das belgische Nato-Gewehr und unsere Gewehre aus Westdeutschland. Mit dieser Waffe ist die Guardia Nacional ausgerüstet. Die Waffen der FMLN sind von der Armee erbeutet worden. In den sechs Wochen unseres Aufenthaltes in El Salvador haben wir nicht eine einzige Kalaschnikow gesehen. Die müßte es aber geben, wenn Nicaragua oder Cuba die FMLN mit Waffen unterstützen würden, wie die Reagan-Administration ständig behauptet. Die *Frente Sandinista* und die cubanische Armee sind mit Kalaschnikows ausgerüstet.

7.10.84

An diesem Sonntag versammeln sich die Bauernmilizionäre und die Mitglieder der Fischer-Cooperative. Daniel gibt eine politische Einschätzung der Gesamtsituation: »Warum verhindert die Regierung unsere Angriffe nicht? Sie haben doch in den Vereinigten Staaten, in Präsident Reagan, die mächtigsten Verbündeten. Sie erhalten jede Unterstützung von dort. Und von Honduras. Ihr wißt es selbst. Ihr wißt, daß die Regierung unfähig ist, militärisch und politisch die Revolution aufzuhalten. Das ist die Lage. Die nordamerikanischen Militärberater wissen das genau. Paul Gorman, Chef des Südkommandos der US-Armee in Panamá, hat ein interessantes Dokument veröffentlicht. Die salvadorianische Armee hat 42.000 Soldaten. Und die Guerilla, so schreibt Paul Gorman, hat 8.000 bis 10.000 Mann unter Waffen. Nehmen wir mal an, das stimmt, daß wir also 10.000 Mann unter Waffen haben und sie 42.000. Dann kommt noch dazu: Die Guerilla hat

keine Flugzeuge, die Guerilla hat keine Hubschrauber. Sie hat keine schweren Geschütze, sie verfügt auch nicht über Panzer, die Guerilla hat nur Gewehre und schwerere Waffen, die sie von ihnen erbeutet hat. Die Guerilla hat bis heute keine Luftabwehrwaffen. Und während es auf der einen Seite die 42.000 Mann sind, mit Flugzeugen, Panzern, Hubschraubern, überhaupt mit dem ganzen Geld, das die US-Imperialisten schicken, gibt es keinen Sieg über die 10.000 auf der anderen Seite. Das bewegt natürlich die imperialistischen Militärs. Und Paul Gorman sagt dazu: 'Um diese Guerilla zu besiegen, braucht man 377 Millionen US-Dollar. Die Anzahl der Militärberater muß von 57 auf 150 erhöht werden.' Nach Paul Gorman gelänge es dann nach etwa zwei, drei Jahren, nicht etwa die Guerilla zu liquidieren, sondern sie in Morazan und in Chalatenango in die Ecke zu drücken, an der Grenze festzuhalten. Und dann kann man sie mit den Truppen aus Honduras in die Zange nehmen. Nun, Companeros, ihre Absicht ist klar. Aber sie werden so nicht mit uns umspringen. Auch wir werden unsere Anstrengungen erhöhen. Wir werden ihnen weiterhin empfindliche Schläge verabreichen. Und wir werden auch die neuen jungen Rekruten, die objektiv gegen ihre eigenen und die Interessen des Volkes kämpfen, diese jungen Rekruten werden wir auf unsere Seite ziehen. Das ist die Angst der Armeeführung, daß ihre eigenen Soldaten die Waffen umdrehen werden. Sie sind sich ihrer nicht sicher.«

9.10.84

In El Salitre haben wir ein abschließendes Gespräch mit Miguel Angel Hernández. Er ist der politische und militärische Leiter der Zentralfront Modesto Ramírez und der Generalsekretär der PCES an der Front. Miguel erklärt die Stärke der FMLN/FDR, und daß es gelungen sei, das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, und daß die Befreiungsbewegung die Verhältnisse zu ihren Gunsten wenden wird. Das Dialogangebot Duarte ist für ihn die Bestätigung dieser Einschätzung. Die nahe Verbindung zur Bevölkerung würde den Sieg über die Reaktion gewährleisten: »Trotz der massiven Verfolgung, der terroristischen Morde, trotz der psychologischen Kriegführung und der reaktionären Propagandamaschine wird die FMLN triumphieren. Es ist das Volk selbst, das diese Veränderung herbeiführt.«

Der Gedanke an die letzte lange Etappe des Rückweges wird durch drei Fakten verschönt: Erstens muß der Weg meistens bergab führen. Die steilen Stellen sind runter leichter zu gehen. Zweitens ist Vollmond. Man kann den Weg erkennen und die schlimmsten Stolperstellen umgehen. Drittens — und das trifft auf uns alle drei zu — die Vorstellung, das Ungeziefer loszuwerden, setzt Kräfte frei. Ich habe die Vision von drei großen Flaschen Mineralwasser, frischem Obst und einem trockenen, frischen Handtuch nach dem Bad.

Auf dem Rückmarsch ist Irene wieder bei uns. Die Leitung schickt sie zurück. Irene ist, ohne ihre Eltern zu informieren, von zu Hause abgehauen, um sich der Befreiungsbewegung anzuschließen. Sie hatte nur ihre kleine Schwester in die Pläne eingeweiht. Jetzt muß sie sich persönlich mit ihren Eltern auseinandersetzen und kann dann wieder zurückkehren.

12.10.84

Wir sind zurück in San Salvador. Unser Freund M. war in Sorge, weil wir so lange unterwegs waren. Er wollte am nächsten Tag wegen unseres Verschwindens die Öffentlichkeit alarmieren.

14.10.84

Morgens besuchen wir die Messe. Diesmal hält Monsenor Rivera y Damas, der Erzbischof von San Salvador, die Predigt. Wir erwarten einen Hinweis auf den Dialog, der unter seiner Leitung am nächsten Tag in La Palma beginnen wird. Es ist wie bei den Gottesdiensten vorher. Die Kathedrale ist bis auf den letzten Platz besetzt. Es sind mehrere Flugblätter verteilt worden. Wir haben nur eins erwischt. Es beinhaltet die Forderungen einer Gewerkschaft zum Dialog. Diesmal sind drei Fernsehkameras aufgebaut. Und auch die Predigt des Erzbischofs wird durch Applaus unterbrochen. Rivera y Damas: »Mit dem Dialog ist ein neues Element in die Auseinandersetzung in diesem Land eingeführt. Die Salvadoreaner nehmen die Verantwortung füreinander wahr. Man steckt die nationalen Interessen von den internationalen ab. Der begonnene Weg führt zum Ziel, indem er aufweist, wie man die Probleme in Zentral-Amerika lösen muß. Die salvadoreanische Kirche und ihre Bischöfe haben immer auf der Notwendigkeit des Dialogs bestanden.«

Wir leihen uns wieder ein Auto bei Omar, und am Sonntagmittag brechen wir nach La Palma auf.

Zwei mit den Kronen aneinandergelegte Bambusstangen bilden ein riesiges Tor am Ortseingang quer über die Straße. In der Spitze oben flattert eine weiße Taube aus Watte und Pappe. Die Bevölkerung begrüßt die Gäste zum Dialog. Einsatzkolonnen der Christdemokraten schmücken die Häuser mit schwarzbeschrifteten weißen Plakaten mit der Aufschrift DUARTE oder FRIEDEN JA — KRIEG NEIN.

In der Ortsmitte steht eine uralte Tamarinde mit einem Stamm von mindestens fünf Meter Durchmesser. Ein kleiner Platz, in der Mitte ein offener Pavillon mit Säulen. Eine Kirche jüngerer Bauart und daneben ein Seminargebäude der katholischen Kirche bilden das Zentrum der kommenden Ereignisse. Die amerikanische Fernsehgesellschaft NBC hat die ersten drei Häuser am Platz angemietet und darin ihre technische Anlage eingerichtet. Die Vorgänge werden via Satellit in die ganze Welt verbreitet.

Anita hat für uns in einem Gemischtwarenladen um die Ecke die Erlaubnis eingeholt, und wir dürfen unsere Hängematten auf dem Hof aufspannen.

15.10.84

Ununterbrochen treffen weitere Journalisten ein. Mit Bussen und Lastwagen wird die Ortschaft voll Menschen gepumpt. Die meisten sind Anhänger Duarte und Mitglieder der christdemokratischen Partei. Die Reise ist gratis. Viele tragen die schwarzweißen Werbeschilder, die seit gestern verteilt werden.

In der Nacht sind die ersten Losungen und Transparente der FMLN/FDR aufgetaucht. Sie sind kleiner, von Hand hergestellt, aber in rot. Gegen

zehn Uhr ist La Palma besetzt.

Duarte wagt das Bad in der Masse. Mehr als zehn Sicherheitsleute können ihn nicht abschirmen. Er kommt ziemlich gebeutelt vor das Kirchentor.

Zwei Vertreter der FMLN/FDR sind gestern am Nachmittag schon eingetroffen und haben die erste Hatz der Journalisten eingeleitet. Sie konnten sich gerade noch in einen Hausflur retten. Sie und die anderen vier Vertreter der FMLN/FDR betreten den Platz vor der Kirche über einen Nebeneingang des katholischen Seminars. Nach einer kurzen Begrüßung schließen sich hinter ihnen die Flügel der großen Kirchentür. Ab jetzt wird gewartet. In den überfüllten Straßen treten Agitationsgruppen auf, die ein seriöses Gespräch fordern. Sie wollen ein schnelles Ende des Krieges. Dazu ist aber Voraussetzung, daß die Befreiungsbewegung durch Duarte und seine Regierung anerkannt wird. Viele fürchten um die Ernsthaftigkeit des Treffens.

Hier in den Bergen ist es nicht so heiß. Das lange Warten führt zu Einzelaktionen. Wie Trauben hängen die Menschen in den Bäumen vor der Kirche. Die Bildermacher der Fernsehanstalten suchen nach besseren Standplätzen für ihre Kameras. Von hinten drängen die Schlachtenbummler, um die zu erwartenden Vorgänge aus der Nähe zu verfolgen. Gegen Mittag wird eine vorbereitete Rede Duartes zum Dialogangebot verlesen. Um vier Uhr am Nachmittag versucht der Erzbischof Rivera y Damas zu erklären, daß alles etwas länger dauert. Die Lautsprecheranlage ist ausgefallen. Ein Gewitterregen, eine Art Wolkenbruch setzt alles unter Wasser. Die Menschen flüchten unter das Dach des Pavillons. Dann endlich gibt Monsenor Rivera y Damas eine Erklärung zum Inhalt der Gespräche in der Kirche ab. Der Dialog wird noch im November fortgeführt werden. Dazu soll ein Komitee aus von beiden Seiten benannten Vertretern gebildet werden, die die nächste Gesprächsrunde vorbereiten. Bevor man »mageres Ergebnis« denken kann, sprechen die Vertreter der FMLN/FDR zu den im Regen Versammelten. »Seit vielen Jahren haben wir unsere Bereitschaft zum Dialog erklärt, um den endgültigen Frieden zu erringen«, sagt Dr. Guillermo Manuel Ungo, Sozialdemokrat, Mitglied der zweiten sozialistischen Internationale. »Heute liegt das erste Ergebnis vor. Dazu ist unsere Einstellung positiv. Es handelt sich um einen ersten Schritt in einer schwierigen Situation. Es gilt noch viele Schritte zu tun, und das salvadoreanische Volk ist der erste Befürworter dieser Schritte auf dem Weg zu Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit.« Er übergibt das Mikrofon an Fermin Cienfuegos. Seine Rede hat den gleichen Tenor: »Den Weg des Friedens werden wir beschreiten. Frieden mit Reformen, Frieden mit Demokratie und Pluralismus. In diesem Sinne hat die FMLN/FDR die Gefühle von ihnen allen und von allen, die nicht anwesend sind, interpretiert. (...)«

Die Commandantes, die mit Nidia Díaz die einzige Frau des Treffens mitbrachten, ziehen sich in Richtung Seminar zurück. Es folgt der Auftritt des Präsidenten. Für alle, die es noch nicht wissen, stellt er die Gründe vor, die ihn zum Dialogangebot veranlaßten. Und er bedankt sich artig bei der neutralen Verhandlungsführung der Kirchenführer.

Der Friedensrummel von La Palma darf nicht über die Realität in El Salvador hinwegtäuschen. Noch am Abend fliegen die Flugzeuge der Regierung

weitere Einsätze gegen vermutete Stellungen der FMLN. Für den Herbst hatte der US-Geheimdienst Vermutungen über die zu erwartende Offensive der Befreiungsbewegung in Umlauf gesetzt. Die Offensive fand nicht statt. Die Meldung war eine der vielen Versuche, die internationale Öffentlichkeit zu täuschen. Man will von den eigenen Aggressionsabsichten ablenken. Man muß zum Beispiel ablenken von der Tatsache, daß Nicaragua den Friedensplan der Contadora-Staaten für Zentral-Amerika ohne Einschränkung akzeptierte. Der Plan sieht vor, daß alle fremden Militärberater und Soldaten die Länder Zentral-Amerikas verlassen. Und wenn die Nordamerikaner sich in die Vereinigten Staaten zurückziehen würden, wäre der Frieden in Zentral-Amerika schnell hergestellt.

24.10.84

In mexicanischen Zeitungen stehen zwei verschiedene Berichte ein und derselben Sache an einem Tag in der Zeitung. Die Mexican News veröffentlichte ein Telefoninterview mit Domingo Monterrosa, Kommandant der dritten Brigade in San Miguel. Monterrosa teilt mit, daß es seinen Truppen gelungen sei, Radio Venceremos stillzulegen. Die Armee habe eine Transmissionsstation auf einem Friedhof auf dem Hügel El Tizate nahe bei Joateca erobert. Radio Venceremos habe seine Sendungen am Montagabend und am Dienstagmorgen nicht ausgestrahlt. Monterrosa sagt weiter, seine Truppen würden eine neue Taktik anwenden, die ermögliche, mit weniger Soldaten ein größeres Terrain unter Kontrolle zu halten.

Unomásuno berichtet vom Tod des Coronels Monterrosa ebenfalls am 24.10.84. Beim Versuch, die eroberte Basis von Radio Venceremos zu besichtigen, wurde der Hubschrauber offensichtlich beim Landeanflug abgeschossen. Insgesamt starben 14 Menschen, darunter hohe Offiziere der Armee. Coronel Herson Napoleón Calito, Leiter des Instruktionszentrums der Armee und Major José Armando Azmitia, Kommandant des Elite-Bataillons Atlacatl.

Mit diesem Schlag hat die Befreiungsbewegung den Fuerzas Armadas eine empfindliche Niederlage bereitet. Aber auch die Nordamerikaner werden weinen. Monterrosa war einer ihrer glühendsten Verehrer und Anwender der in Vietnam erprobten Antiguerilla-Taktik. Radio Venceremos setzt am Abend des 24.10.84 seine Sendungen fort.

Hinter dem Rücken der Avantgarde

Die für Neugierige in solchen Angelegenheiten Ende 1984 überraschende Vereinigung der beiden Zeitschriften *Frankfurter Hefte* und *Die Neue Gesellschaft* ist in der Sache, genau betrachtet, älter. Nach der Auflösung des sozialliberalen Regierungsbündnisses, das institutionell nicht festgelegte Bündnisse um die SPD herum oder mit ihr so gut wie unmöglich machte, gewann die Partei wieder Interesse an Verbindungen mit anderen politischen Kräften neben der parlamentarischen Ebene.

Die alte Leidenschaft der Herausgeber der Frankfurter Hefte für einen Dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus hat bei solchen Bedingungen eine logische Chance innerhalb der SPD. Walter Dirks kann darum in der neuen Zeitschrift (*die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* 1) gut begründen, warum Kogon und er der Zusammenlegung zugestimmt haben. »Als die Gründer der Frankfurter Hefte die Vereinigung ihrer Zeitschrift mit der 'Neuen Gesellschaft' erläutern wollten, skizzierten sie das, was sie in die gemeinsame Arbeit einbringen wollten, in einer kurzen Formel als 'ihren christlichen Grund, ihre besondere Art eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz, ihr Engagement in der Friedensbewegung, ihre kritische Sympathie mit den demokratisch-alternativen Kräften'«. Unermüdlich wie je erweitert Dirks das entworfene Aktionsfeld auf Europa — »eine europäische Basisbewegung größten Stils ist eine Voraussetzung der Lösung auch der globalen Aufgaben« — und stellt der »Linken« das Thema, »endlich das Trauma der ersten karolingischen Phase des europäischen Prozesses zu vergessen und sich selbst als Subjekt der Europäisierung Europas zu verstehen«.

Da trifft sich Dirks mit Giorgio Napolitano, dem Fraktionsvorsitzenden der PCI im italienischen Parlament, der

in der neuen Zeitschrift ebenfalls zu Wort kommt: »Es besteht kein Zweifel darüber, daß die PCI heute die europäische Linke als eine Einheit, als eine zusammengehörige Realität ansieht, mit der man sich auseinandersetzen muß, ohne auf die 'scharfen Abgrenzungen' der Vergangenheit zu achten; und daß sie (seit dem XV. Parteitag von 1979) erklärt, daß die Bedingungen für eine Überwindung der Spaltung und der historischen Divergenzen der westeuropäischen Arbeiterbewegung bestehen.« Napolitano antwortet mit seinem Artikel Horst Ehmke, der zuvor erklärte, bei der kommenden Programmgestaltung der SPD den Rat der PCI einzuholen.

Die linke Entdeckung Europas, gedacht als Alternative zur »bipolaren Sicht der Weltpolitik« (Napolitano), hat, darüber gibt im Heft Rolf Linkohr, Obmann der Sozialistischen Fraktion im Energieausschuß des Europa-Parlaments Auskunft, in Wirklichkeit ökonomische, keineswegs ausschließlich linke Gründe; die Sorge, technologisch von den USA und Japan abhängig zu werden: »Industrielle Abstinenz (Europas) würde nicht nur den Ausstieg aus einer Technologie bedeuten, sie hätte auch den Verlust der kulturellen Autonomie zur Folge. Gerade weil der Computer zum Drehpunkt der kommenden Industriekultur werden wird, weil sich über ihn Organisation und Wissen realisiert, weil er in bezug auf andere Industriebranchen eine zentrale Leitfunktion hat, muß er fester Bestandteil der Industriepolitik werden.«

Eine Strategie neuer Politik bieten aber weder die Visionen von Dirks oder Napolitano noch die aus der Ökonomie deduzierten Hoffnungen. Ganz im Gegenteil zeigt dieses erste Heft der nicht mehr antagonistischen Kooperation die völlige Verunsicherung, in die die Computertechnik die Linke gestürzt hat.

hat. Die Behandlung des Heftthemas, Auf dem Weg in die Computergesellschaft, ist an Hilflosigkeit kaum zu überbieten. Die Trauer um den Verlust der geheiligten Verhältnisse der Vergangenheit, der Zeit vor dem Computer, ist das Motiv der meisten Autoren. Unnachahmlich spricht Hans-Dieter Kübler es aus: »Die blinde Flucht nach vorn mißbrät zum Prädikat gesellschaftlicher Zementierung.«

Nur der Leiter des Büros von Peter Glotz, Rainer Wagner, riskiert sie. In der Unterstellung, seine Partei sei im tiefsten Grunde dem Neuen zugänglicher, fähiger, die vorhersehbaren Sozialkonflikte zu integrieren als die überraschend fortschrittsfreundlichen Konservativen, wagt er die Prognose: »Das müßte endgültig die Wirtschaft auf den Plan rufen« — nämlich der SPD die Macht zurückzugeben.

Die mit Hilfe der 'Wirtschaft' wieder zu erlangende Macht setzt den gegenwärtigen Bündnisdiskussionen jetzt

schon Grenzen, falls es denn dazu kommt, werden sie aber, wie Wagner einräumt, noch wesentlich enger ausfallen als in der Vergangenheit. »Es gibt gerade bei jenen, die sich dem gesellschaftlichen Fortschritt verpflichtet fühlen, heute eine sonderbare Fixierung auf die Bewahrung von Strukturen. Ich verstehe die gewerkschaftlichen Organisations-Sorgen angesichts der Perspektive verbreiteter Heim-Arbeitsplätze, obwohl ich sie nicht teile. Aber auf längerfristige Sicht ist das tabuartige Festhalten an der Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz — historisch einfach eine Folge der industriellen Revolution und Fabrikentstehung des 19. Jahrhunderts — nur noch konservativ. Ebenso die Vorstellung, die individuelle Arbeitszeit müsse zwischen 6 und 14 oder 8 und 16 Uhr liegen.«

Diese Perspektive schlosse selbst die Gewerkschaften aus zukünftigen Regierungsbündnissen der SPD aus. T.N.

Peter Maiwald

Maßnahmen

Brach sieben Himmel ein
und warf zur Erde Trümmer.
Die könnten eine Stadt gut sein.
Die Himmel decken nimmer.

Die Ewigkeiten sind perdu.
Sankt Nimmerlein ist morgen.
Und nie ist einfach nie.
Was fehlt: kann jeder borgen.

Matthias **Beltz**, geb. 1945; Vorläufiges Frankfurter Fronttheater. Till **Bruttel**, geb. 1938; Ethnologin. Gerd **Herholz**, geb. 1952; Lehrer. Auf- und Abgesänge, Gedichtband 1983. Agnes **Hüfner**, Dr.phil., geb. 1938; Literaturkritikerin. Arnhelm **Neusüss**, Dr., geb. 1937; Prof. für Politikwissenschaft; u.a.: Utopie — Begriff und Phänomen des Utopischen (Hrsg. u. Einleitung), 1968; Marxismus — Ein Grundriß der großen Methode, 1981; Aufsätze. Karl **Pawek**, Dr., geb. 1945, Publizist. Rafael de la **Vega**, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler; u.a.: Austromarxismus (mit H.J. Sandkühler), 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie — Der hegelianische Radikalismus der marxistischen »Linken«, 1977. Michael **Springer**, Dr., geb. 1944, Physiker und Schriftsteller; Was morgen geschah, Roman 1979; Bronnen, Roman 1981; Hörspiele. Manfred **Vosz**, geb. 1935; Prof. an der GHS Kassel; Filmemacher; zuletzt: Die nackten Füße Nicaraguas, 1984. Rainer **Zech** geb. 1951; Dipl. Pädagoge an der Universität Hannover; Motivation, Persönlichkeitsentwicklung und Befähigungsprüfung zum Hochschulstudium ohne Reifezeugnis — Zur Entwicklung einer Kollektiven-Autobiographie-Forschung, 1983.

DISTEL VERLAG

Christoph Butterwegge / Heinz-Gerd Hofschien

Sozial- demokratie Krieg und Frieden

Kommentierte
Dokumentation

Die Stellung der SPD zur
Friedensfrage von den Anfängen
bis zur Gegenwart.
Kommentierte Dokumentation
399 Seiten, DM 28,—

Werner Hofmann

Was ist Stalinismus?

Vorwort von
Frank Deppe und
Gert Meyer

115 Seiten, DM 12,80

Distel
Hefte 5

7100 Heilbronn · Sonnengasse 9

"edition 'die horen'"



Oswald Andrae Holzt doch de Duums för den Sittich



Niederdeutsche Texte, Lyrik, Prosa, Lieder
Werk & Wirkung
herausgegeben von Johann P. Tammen

NEU



„edition ‚die horen‘“, Band 4

Niederdeutsche Dichtung heute in einem repräsentativen Lesabuch: „Dieser Autor wird mit seinen Gedichten, Liedern und Erzählungen wie vorher seit Jahrzehnten keiner mehr auch außerhalb des engen Kreises der großen plattdeutschen Familie zur Kenntnis genommen“ (Jochen Schütt, Radio Bremen). „Oswald Andrae stellt sich den Fragen der Gegenwart. Er mahnt zur Wachsamkeit und zum Engagement. Seine Sprache ist kräftig und zupeckend“ (Laudatio Klaus-Groth-Preis). „Wie jede Kunst ein Spiegel ihrer Zeit sein soll, so hat auch die niederdeutsche Dichtung die Aufgabe, den Menschen die Augen zu öffnen, sie aufzurütteln“ (Oswald Andrae).

Oswald Andrae: Holzt doch de Duums för den Sittich. Niederdeutsche Texte. Lyrik, Prosa, Lieder. Werk & Wirkung – Hrsg. von Johann P. Tammen. Mit Zeichnungen von Peter K. Kirchhof. Paperback, Leinwandstruktur, 256 Seiten, DM 18,— ISBN 3-88314-292-1

Bitte fordern Sie unsere aktuellen
Verlagsverzeichnisse an!

Grenzüberschreitungen oder Literatur und Wirklichkeit



Vorträge, Lyrik, Prosa
und Übersetzungen
von 15 Autoren aus 13 Ländern
herausgegeben von
Walter Neumann

So wächst die Mauer zwischen Mensch und Mensch



Stimmen aus dem Knast
und zum Strafvolzug
herausgegeben von
Ingeborg Drewitz
und Johann P. Tammen

Friedenszeichen Lebenszeichen



Pazifismus zwischen Verächtlichmachung
und Rehabilitierung
Ein Lesebuch zur Friedensentstehung
herausgegeben von Helmut Donat
und Johann P. Tammen

die horen



Zeitschrift für Literatur, Grafik und Kritik
Die Zeitschrift für Literatur, Grafik und Kritik
herausgegeben von
Johann P. Tammen
und Ingeborg Drewitz

132

Walter Neumann (Hrsg.):
Grenzüberschreitungen
oder Literatur und Wirklichkeit. Vorträge, Lyrik,
Prosa und Übersetzungen
von 15 Autoren aus
13 Ländern.
296 S., DM 18,—
ISBN 3-88314-165-8

Helmut Donat / J. P. Tammen
(Hrsg.): Friedenszeichen
Lebenszeichen. Pazifismus
zwischen Verächtlich-
machung und Rehabili-
tierung. Ein Lesebuch zur
Friedensentstehung.
312 S., DM 18,—
ISBN 3-88314-210-7

I. Drewitz / J. P. Tammen
(Hrsg.): So wächst die Mauer
zwischen Mensch und Mensch.
Stimmen aus dem Knast und
zum Strafvolzug.
196 S., DM 12,—
ISBN 3-88314-115-1

„edition ‚die horen‘“:
„Ein Stachel ins Hirn des
bellintelligen Lesers.“
(Christoph Meckel /
DIE ZEIT)

„die horen“ – Zeitschrift
für Literatur, Grafik und
Kritik. Im Abonnement
(jährlich 4 Ausgaben)
DM 40,—; Einzelband
DM 12,—; jeweils
zzgl. Versandkosten

Wirtschaftsverlag

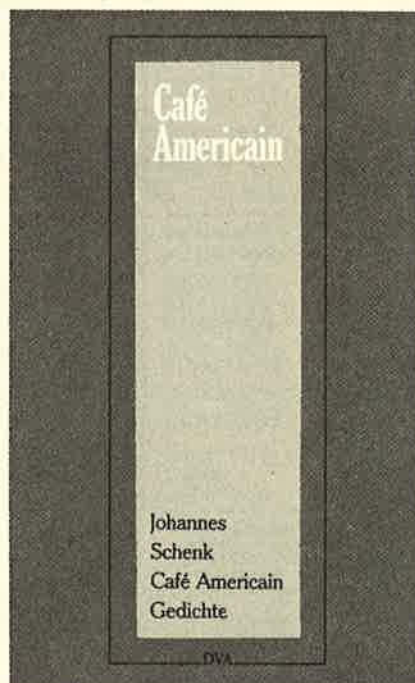
nw

Verlag für neue Wissenschaft

GmbH

Postfach 10 11 10, 2850 Bremerhaven 1

**Erzählgedichte, reich an Welt
und Farben, Seetang,
Muschelschimmer, Lockung und
Elend der Ferne und des Meeres hat
Johannes Schenk geschrieben:
Als Seemann bereiste er die Welt,
als Dichter bringt er sie zurück.**



Johannes Schenk
Café Americain
Gedichte
72 Seiten
Format 11,5 x 18,7 cm
Gebunden
DM 16,-

DVA

Deutsche Verlags-Anstalt

edition text + kritik

Verlag edition text + kritik GmbH
Levelingstr. 6a, 8000 München 80



Sonderband

**Nation und Gelehrten-
republik**
Lessing im europäischen
Zusammenhang
Beiträge zur internationalen
Tagung der Lessing Society
1983

Herausgegeben von Wilfried
Barner und Albert M. Reh

363 Seiten, broschiert,
DM 58,-

Sonderband

**Humanität und Dialog:
Lessing und Mendelssohn
In neuer Sicht**

Herausgegeben von
Ehrhard Bahr, Edward P. Harris
und Lawrence G. Lyon

370 Seiten, broschiert,
DM 58,-

Lessing Yearbook/Jahrbuch

Herausgegeben von
Edward P. Harris für die
Lessing Society

Das Lessing Yearbook/Jahr-
buch, das angesehene Peri-
odikum der Lessing Society, ist
ein internationales Forum
nicht nur der Lessingfor-
schung, sondern überhaupt
der literaturwissenschaftli-
chen Diskussion über die auf-
klärerische Literatur des
18. Jahrhunderts.

Lieferbare Bände:

- I (1969)**
296 Seiten, Leinen DM 32,-
- II (1970)**
262 Seiten, Leinen DM 32,-
- III (1971)**
284 Seiten, Leinen DM 32,-
- IV (1972)**
250 Seiten, mit 12 Seiten Ab-
bildungen, Leinen DM 38,-
- V (1973)**
292 Seiten, Leinen DM 32,-
- VI (1974)**
260 Seiten, Leinen DM 35,-
- VII (1975)**
280 Seiten, Leinen DM 36,-
- VIII (1976)**
324 Seiten, Leinen DM 39,-
- IX (1977)**
304 Seiten, Leinen DM 39,-
- X (1978)**
264 Seiten, Leinen DM 38,-
- XI (1979)**
280 Seiten, Leinen DM 39,-
- XII (1980)**
300 Seiten, Leinen DM 48,-
- XIII (1981)**
345 Seiten, Leinen DM 56,-
- XIV (1982)**
300 Seiten, Leinen DM 54,-
- XV (1983)**
310 Seiten, Leinen DM 59,-
- XVI (1984)**
etwa 250 S., Leinen DM 55,-

THEATERZEITSCHRIFT LEIBNIZS ZEIT BEI WEILL

Wenn Sie unter Theater mehr verstehen als die "großen Ereignisse" und die paar prominenten Bühnen -

Wenn Sie fundierte, ausführliche und kontroverse Reflexion der Theaterarbeit wichtiger finden als Hochglanzpapier und Photoorgien -

Wenn Sie die Arbeit der Freien Gruppen ebenso interessiert wie das "Provinz"-Theater, Spielpädagogik ebenso wie alternatives Experimentalthater -

Wenn für Sie Theater etwas zu tun hat mit Kulturpolitik und Medientheorie, mit Geschichte und mit Sozialwissenschaft -

Wenn für Sie Kunst nicht im Elfenbeinturm stattfindet und Sie auch im Theater Ihren Kopf zu benutzen pflegen -

Wenn Sie sich - mit einem Wort - auch im Theater nicht bloß was vormachen lassen wollen -

Dann sollten Sie TheaterZeitschrift kennen lernen: das Diskussionsforum, auf dem die Probleme des Theaters erörtert werden. Vierteljährlich auf 128 bis 160 Seiten, im Format 18 x 23 cm, illustriert. Gebunden. Jedes Heft mit einem Schwerpunkt-Thema, weiteren Aufsätzen außerhalb des Schwerpunkts und mit Besprechungen neuer-schienenener Bücher.

"Für alle, die sich im Theater nichts vormachen lassen wollen" - die bisher erschienenen kleinen Lesebücher der 'TheaterZeitschrift' machen ... aus diesem Slogan ein eingelöstes Versprechen. Die mit Gespür für die Zeit gesetzten Schwerpunkte werden ausführlich und allseitig behandelt, Widersprüche, Polemik, engagierte Meinung sind keine Tabus."

(Götz Bolten im Südwestfunk)

"Gespräche und Berichte mit/von Praktikern stehen neben theoretischen Analysen, die die Tagesaktualitäten in ihren sowohl historischen wie systematischen Rahmen einordnen."

(die tageszeitung)

Die letzten und die nächsten Schwerpunkt-Themen:

	Heft-Nr.
Autoren	7 (1984)
Theaterwissenschaft	8 (1984)
Frauen am Theater (1)	9 (1984)
Frauen am Theater (2)	10 (1984)
"Klassiker"	11 (1985)
Theaterkritik	12 (1985)
"Spektakel"	13 (1985)
Gegenwartstheorie/ Gegenwartsthemen	14 (1985)

Für alle, die sich nichts vormachen lassen wollen.

auch im Theater

TheaterZeitschrift kostet als Einzelheft 8 Mark (plus Versandkosten), im Abonnement 32 Mark frei Haus (im Ausland: plus Porto). Für Studenten 28 Mark. Wir laden Sie ein zum Probe-Abo: Gegen Voreinsendung von 10 Mark (als Schein/Scheck) erhalten Sie die nächsten beiden Hefte. Wenn Sie dann TZS nicht weiterbeziehen wollen, sagen Sie uns innerhalb von vier Wochen nach Erhalt des zweiten Hefts ab; andernfalls nehmen wir Sie in unsere Abonnenten-Kartei auf. - Senden Sie diesen Abschnitt bitte zusammen mit Ihrer Vorauszahlung an: TZS, Großbeerenstraße 13A, D-1000 Berlin 61.

Ihr Name: _____

Ihre Adresse: _____



Paperbackreihe
bei
Kiepenheuer
& Witsch

Brigitte Jäger Claudia Pinl Zwischen Rotation und Routine Die Grünen im Bundestag



KiWi 73
DM 12,80

Ein Zehn- oder Zwölf-Stunden-Arbeitstag. Die Vorbereitung von Reden, die im Plenum auf demonstratives Desinteresse stoßen. Die sorgfältige Ausarbeitung von Anträgen und Entwürfen, die von der Mehrheit niedergestimmt werden. Sich ausgelaugt fühlen. Auch von den endlosen Debatten in den eigenen Reihen, von den politischen Konflikten und dem privaten Ringen ums Profil. Kann man so alternative Politik machen, die verkrusteten Strukturen der Bonner Politik aufweichen?

Grüne in Bonn - Abgeordnete, Nachrücker/innen, Mitarbeiter/innen der Fraktion - berichten, wie sie den politischen und persönlichen Alltag im Bundeshaus bewältigen.

Der Band enthält Gespräche u.a. mit Birgit Arkenstette (Berlin), Dieter Burgmann (Nürnberg), Dieter Drabiniok (Bottrop), Joschka Fischer (Frankfurt/M), Willi Hoss (Stuttgart), Petra Kelly (Nürnberg), Christa Nickels (Geilenkirchen), Waltraud Schoppe (Bassum/Bremen).

F 7020 15

017007772/00385/00003

HERN

WOLFGANG ALBERS

PALZBURGER STR. 72 A

1900 BERLIN 15

April

Peter Maiwald

Georg Fülberth

Tiefgestaffelte Formation

Urs Jacggi

Peter Schütze

Ludwig liest

Ein Dialog

Rogue Dalton

Literatur und Intellektuellenklasse

Zwei Auffassungen

Dieter Kramer

„Sieghafte Hoffnungslosigkeit“

Thomas Mann und die Versprechungen des 8. Mai 1945

außerdem Texte von: Michael Ben, Frank Benseler,

Thomas Neumann, Michael Otte, Arne Raeithel,

Michael Schneider v. a.